<36622895720014
S

<36622895720014
Bayer. Staatsbibliothek

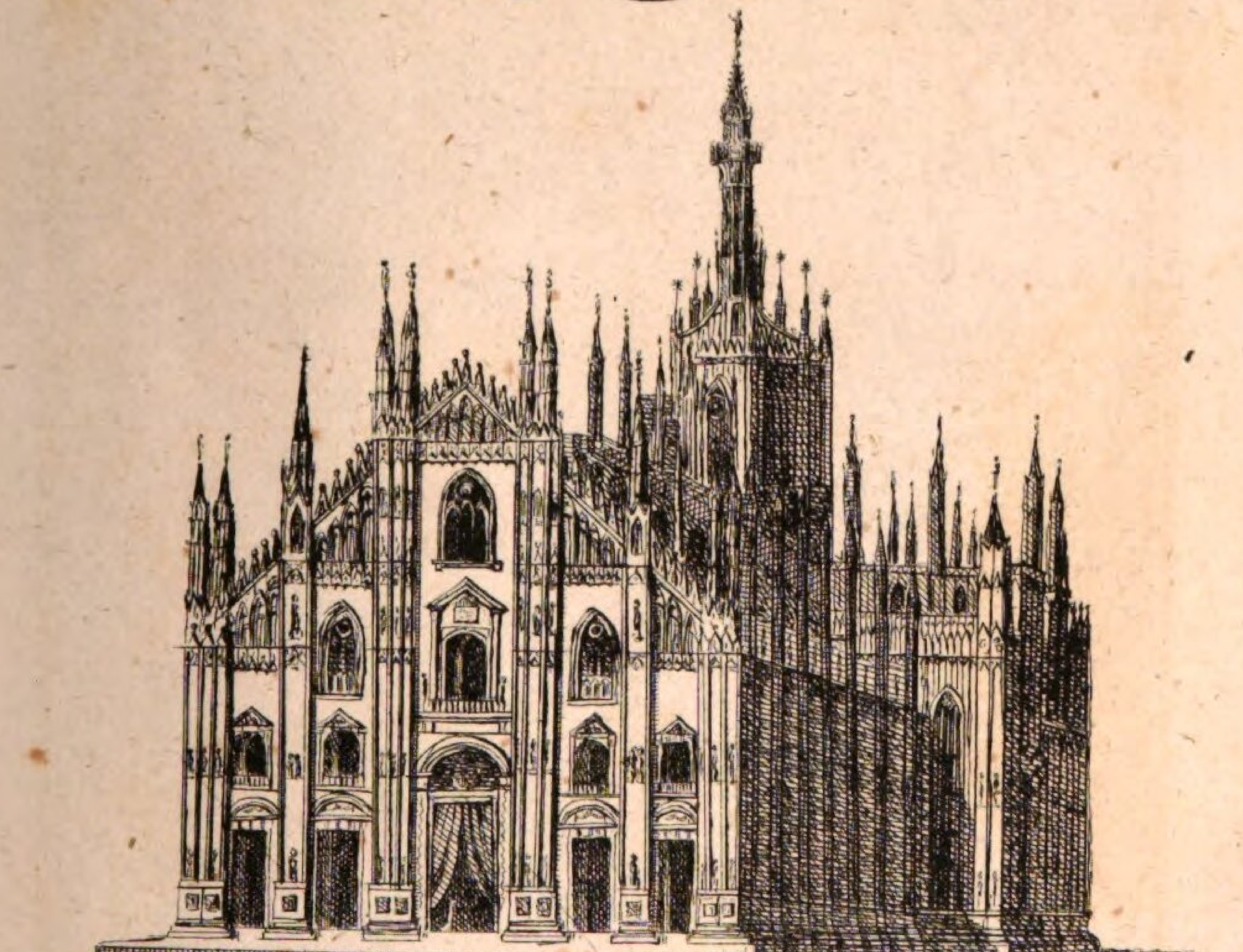
Bav. 2621 m

R

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYRISCHER TUGENDSPIEGEL,

Zur Belehrung und Erbauung aufgestellt.



Dom von Mailand.

MÜNCHEN, 1823.

Verlag von Ign. Jos. Lentner.

10 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Baierischer Tugendspiegel.

Zur
Belehrung und Erbauung
aufgestellt
vom
Verfasser der Legende der Heiligen
in Baiern.

München, 1823.
Druck und Verlag von J. J. Lentner.
(Preis 48 kr.)

Vorrede.

Vor wenigen Jahren hatte mich der Gedanke in Bewegung gesetzt, ausgewählte Lebens-Beschreibungen heiliger Personen zu verfassen, die in unserm Vaterlande viel Gutes bewirkt, durch Lehre und Beyspiel dessen Bewohner erbaut, und so ihr fortwährendes Andenken, und ihre Verehrung erworben haben.

Mit großem Vergnügen ward von mir diese Arbeit ergriffen, mit noch größerem fortgesetzt, und vollendet. Das kleine Werk erschien unter dem Titel: „Legende der Heiligen in Baiern. Herausgegeben zur Belehrung und Erbauung. München 1818, gedruckt und im Verlag bei J. J. Lentner.“

Da es, um die Handlungen heiliger Personen richtig zu beurtheilen, und ihre

Denkensart sich erklären zu können, vorzüglich darauf ankommt, daß man die Umstände und Verhältnisse der Zeit kenne, unter welchen der Fromme gelebt, so und nicht anders gehandelt, und sich verhalten hat, so ist jene Legende in gewisse Zeit-Abschnitte oder Epochen eingetheilt, und jedes Mahl eine historische Uebersicht des Zustandes der baierischen Kirche gegeben worden.

Der Erfolg war für den Verfasser und Verleger erfreulich. Die Schrift ward vom lesenden Publikum mit Beyfall aufgenommen; und schon ist die erste Auflage beynahe ganz vergriffen.

Aufgemuntert hierdurch, dachten nun beyde, auch eine Auswahl von Lebens-Beschreibungen tugendhafter Personen zu treffen, die in Baiern gelebt, oder, da geboren und erzogen, ihre Tugenden in andere Länder übertragen haben. Lebens-Gemählde dieser Art sollten dann zur Legende der Heiligen in Baiern ein wür-

diges Seitenstück bilden, welches nicht weniger willkommen seyn dürfte.

Nun ist auch diese Arbeit vollendet, und zwar nach eben den Grundsätzen, welche in der Vorrede zur genannten Legende aufgeführt worden. Auch hier sind die Erzählungen des Jesuiten Raderus zum Grunde gelegt, alles Ueberflüssige hinweggelassen, nur das Praktisch-Lehrreiche ausgehoben, und in beliebter Kürze deutlich vorgetragen. Auch hier ist bey der Auswahl der Lebens-Beschreibungen vorzüglicher Bedacht auf jene frommen Seelen genommen worden, die, neben ihrer Neigung zur stillen Einsamkeit, zugleich arbeitsam, und thätig für Menschenwohl sich gezeigt haben; denn wahre Frömmigkeit besteht nicht allein im beschaulichen Leben, sondern in berufsmäßiger Geschäftigkeit, und in Werken evangelischer Liebe.

Der Verfasser widerholt den, schon in jener Vorrede zur Legende ausgedrück-

ten Wunsch: es möchte nun auch dieses ungeschminkte Büchlein in weiter Welt sein Glück machen! — es möchten diese Helden religiös-sittlicher Meinung und Ueberzeugung die Herzen gewinnen, wie sie es verdienen! — „Dann lernen wir, nicht an der Erde zu hangen, wie die Thiere, sondern uns schon dießseits himmelwärts zu erheben."

München den 30. November 1822.

Der Verfasser.

Inhalt.

Sterbjahr		Seite
625	Theodelinde, Prinzessinn von Baiern, Königinn der Longobarden in Italien.	1
680-717	Die Theodonen, Herzoge in Baiern.	24
737-748	Hugibert und Odilo, Herzoge daselbst.	30
773-808	Landfried, Waldram und Eliland, Stifter des Klosters Benediktbeuern.	41
805	Adalbert und Otkar, Stifter des Klosters Tegernsee.	43
876	Hemma, Königinn von Baiern und Deutschland.	43
934	Tuto, Mönch bey St. Emmeram, dann Bischof.	45
938	Guntharius, Bischof zu Regensburg.	49

Sterbjahr		Seite
1013	Richardis, Ulrichs von Ebersberg Gemahlinn.	51
1020	Kunissa, zweyte Stifterinn des Gotteshauses Diessen.	59
1029	Ulrich, Graf von Ebersberg.	53
1029	Hademunda von Ebersberg.	58
1077	Agnes, Kaiserinn Witwe, Herzoginn von Baiern.	62
1094	Gisela, baierische Prinzessinn, Königinn von Ungarn.	70
1100	Wolfholdus, Priester zu Hohenwarth.	78
1101	Graf Eckard der Erste, von Scheiern.	80
1104	Hazacha, Gräfinn von Scheiern.	82
1146	Otto V., Pfalzgraf von Scheiern-Wittelsbach.	84
nach 1150	Otto der Jüngere, letzter Graf von Riedenburg.	88
1151	Bertha und Konrad von Biburg.	89
1155	Otto IV. Senior, Pfalzgraf, und Helika seine Gemahlinn.	90
1158	Otto der Große, Bischof zu Freising.	93
1172	Marold, Laienbruder im Kloster Indersdorf.	100
1183	Otto VI., von Wittelsbach, Pfalzgraf, dann Herzog in Baiern.	107

Sterbjahr		Seite
1253	Otto der Erlauchte, Herzog und Churfürst in Baiern.	120
1296	Heinrich II., Bischof zu Regensburg.	125
1311	Adalbert, Mönch zu Oberalteich.	129
1347	Ludwig IV. der Baier, Kaiser.	134
1472	Barbara, herzogliche Prinzessinn von Baiern.	162
1491	Ulrich, ein edler Baier, und Gefährte des frommen Nikolaus von der Flüe.	165
1520	Kunegunde, Herzogs Albert IV. von Baiern Witwe.	168
1530	Margaretha, baierische Prinzessinn, und Nonne zu Altenhohenau.	169
1552	Claudius Jajus, aus der Gesellschaft Jesu.	171
1602	Maria Renata, Herzoginn von Baiern.	183
1611	Maria, Gräfinn von Helfenstein, geborne von Hohenzollern.	186
1622	Jachelina, Gräfinn von Schwarzenburg.	188
1626	Wilhelm V. Herzog in Baiern.	189
1634	Mathäus Raderus, aus der Gesellschaft Jesu.	208
1638	Maria Maximiliana von Wartenberg.	207

Sterbjahr		Seite
1638	Jeremias Drexel, aus der Gesellschaft Jesu.	220
1659	Der fromme Bauer von Altenötting.	226
1691	Maria Mechtildis Magdalena Langenmantel.	229

Theodelinde,
eine baierische Prinzessinn und Königinn der Longobarden.

Jahr 625.

Durch Ueppigkeit, Sittenverderbniß, und Verbannung ächter Tugenden war das westliche Reich der Römer zerfallen. Deutsche Völker wurden Herren des schönen Italiens. Zur Hülfe gerufen, besiegte Odoacker an der Spitze seiner Herulen, Scyrren und Ruger den Rebellen Orestes, setzte sich aber selbst auf den Thron, den er vertheidigen sollte, im Jahre 476.

Kurz war seine Regierungszeit; ihn stürzten die Gothen. Aber auch diese herrschten nur sechzig Jahre, deren letzte achtzehn im fortwährenden Kampfe mit den Armeen des orientalisch-römischen (oder griechischen) Kaisers unglückschwer dahin sich wälzten.

Indessen war diese Zeit lang genug für die Bewohner der Provinzen zwischen den

Alpen und der Donau, um ihre Kräfte zu sammeln und zu verstärken, da jener Krieg im Herzen von Italien geführt worden, und nie über das Gebirge nach Norden gedrungen war. Daher standen sie in der Hälfte des sechsten Jahrhunderts als eine ansehnliche Nation, unter dem Nahmen Bajoarier, da.

Von den mächtigen Franken begünstigt, trat Garibald als erster baierischer Herzog auf, und regierte sein Land mit königlicher Gewalt; denn vorzüglich geachtet am fränkischen Hofe war der edle Agilolfinger. Daselbst hatte Garibald die vornehmste Stelle bekleidet, und Wultotrade, die Tochter eines longobardischen Königs, des fränkischen Königs Theodebalds Witwe, zur Gemahlinn erhalten. Freundschaft und gleichförmiges Staats-Interesse schienen demnach ein festes Band um die Könige der Franken und Herzoge Bojariens geschlungen zu haben.

Wie leicht wird unter den Großen durch politische An- und Absichten die friedlichste Eintracht gestört! Während Vater Garibald, von edeln Söhnen und Töchtern umgeben, in Ruhe sein Volk beherrschte, waren die Longobarden (im J. 568) aus Pannonien nach Italien gezogen, und hatten einen neuen Thron daselbst errichtet. Hierüber wa-

ren entrüstet die griechischen Kaiser, und auch die Könige der Franken betrachteten mit Eifersucht dieses fremden Volkes anwachsende Macht. Schon im neunten Jahre kam es zum Kriege zwischen den Longobarden und Franken. Jene waren in Burgund eingefallen, diese nach Italien gezogen, wo sie das Schloß Anagnia (Nan) und Trient erobert, aber auch von Evin, Herzog zu Trient, geschlagen worden.

Diesem Herzoge, der unter lombardischer Hoheit stand, vermählte Garibald seine Tochter Euphrysia. — Eine zweyte wuchs heran zur Freude der erhabenen Aeltern: Theodelinde, eine Prinzessinn von seltener Schönheit und Anmuth, gepriesen als die Zierde ihres Geschlechtes. Geisteskraft und Seelengröße vereinbarten sich mit jenen äußern Vorzügen, und hoben Theodelinden über ihr Zeitalter empor; denn sehr bald eröffnete sich mehr als eine Gelegenheit, diese innerlichen Eigenschaften durch ihr tugendhaftes Verhalten ausstrahlen zu lassen.

Austrasiens mächtiger König, Childebert, warb um die holde Prinzessinn; und sie ward ihm verlobet. Aber die Ränke der bösen Brunichilde, seiner Mutter, zerrissen das

schon geschlungene Band: und Childebert nahm das gegebene Wort zurück.

Mit Gelassenheit und großmüthigem Sinn übertrug Theodelinde diese Schmach. Bald erfuhr sie, welche Wohlthat ihr zugeflossen durch Aufhebung eines Ehe-Verlöbnisses, dessen Erfüllung sie, die Engel-Seele, unter giftige Nattern würde versetzt haben. Es blühte für die edelste der Jungfrauen ein junger Baum auf besserem Boden, — unter dem schönen Himmel Italiens.

Autharis, der Longobarden tapferer König, war gleichfalls von Childebert empfindlich getäuscht worden. Die Schwester des fränkischen Königs war ihm feyerlich zur Ehe versprochen: dennoch brach Childebert sein Wort, und verlobte Chlotswinde an Rekardus König in Spanien, unter dem Vorwand, weil sich das dortige Volk zur katholischen Lehre bekannte, Autharis aber ein Arianer war. Ueberdieß drang eine fränkisch-allemanische Armee, ohne die Fehde angekündet zu haben, rasch in Italien ein, um die Lombarden feindlich zu behandeln. Doch König Authar, über die Treulosigkeit erbittert, zog seine Tapfern zusammen, und richtete, für Freyheit entflammt, unter dem Feinde ein so schreckliches Blutbad an, daß

die Franken ein ähnliches vorher noch niemals erlitten haben.

Nun sandte der Sieger eine Bothschaft an den bojarischen Hof, um die Hand der Prinzessinn zu werben, und Garibald empfieng sie freundlich, und gelobte, Autharn die Theodelinde zu vermählen. Diesen Bericht ließ sich der König gefallen: doch wünschte er, unerkannt die künftige Braut vom Angesichte zu sehen, und ihre Gemüthsart zu prüfen.

Eine zweyte prächtige Gesandtschaft zieht nach dem ehrwürdigen Regensburg hin, und der König ist ein Glied derselben, um unerkannt an Garibalds Hofe seine Braut zu beobachten: doch führet nicht er, sondern sein Vertrauter, als Senior, vor dem Throne das Wort. Nachdem sein Vortrag geendet, und beantwortet war, trat Autharis — als zweyter Gesandter, — hervor, und sprach: „Mein Herr, der Longobarden Beherrscher, sandte eigentlich mich, die zur Braut verheissene Tochter, unsere künftige Frau, die erhabene Theodelinde, zu sehen. Von ihrer Gestalt soll ich ihm treue Schilderung bringen.“

Er sprach's, und Vater Garibald ließ die Tochter bescheiden. Theodelinde erschien; holdseelig erröthend trat sie herein in den

Saal. Ihr Auge, der Spiegel der Seele, glänzte so rein, als der Sonne Licht. — Von der Schönheit bezaubert staunte Authar sie an mit stiller Bewunderung; endlich sprach er: „Welch' holde Engelsgestalt! Sie flößt uns den Wunsch ein: möge sie doch in kurzem unsre Gebietherinn werden! Wenn es der gnädige Vater erlaubt, so wünschten wir aus der schönen Hand den Willkomms-Becher zu nehmen; Sie wird uns den Pokal beym Mahle wohl öfter noch reichen."

Allerdings, erwiederte Herzog Garibald, ziemet es sich, daß es geschehe; und Theodelinde reichte den Becher jenem zuerst, welcher als Senior aufgetreten war, dann aber — dem zweyten Gesandten. Dieser trank, gab den Becher zurück, und drückte mit einem Finger leise die Hand seiner Braut. —

Die reine Jungfrau erglühte vor Scham, und fand sich betroffen über die Kühnheit eines Gesandten; — daß es Autharis sey, konnte weder Sie, noch jemand Anderer am Hofe vermuthen. Stotternd erzählt Theodelinde ihrer Erzieherinn den befremdenden Vorfall. Diese tröstet sie: „Fräulein! ich muß es gestehen; der Fremdling erkühnte sich Vieles: Wär er der Bräutigam nicht, nein, Euch die Hände zu drücken, hät' er sich nim-

mer erlaubt; und ist er Autharis selbst: wahrlich! dann umschlingt euch mit dem Rosenbande ehelicher Liebe ein stattlicher Mann, würdig auf dem Throne zu sitzen!" —

Die Gesandtschaft nahm Abschied, erhielt sicheres Geleit, und eilte zurück nach Italien. An Bojariens Gränze entläßt der König, (bisher immer nur als Gesandter geehrt) die geleitenden Männer. „Dank euch allen! sprach er, richtete sich auf dem Pferde empor, und hieb mit der Streitaxt also derb in den nächsten Baum, daß er ächzte, und kaum eines Mannes Kraft sie herauszuziehen vermochte. Er rief noch: „Solche Hiebe führt Autharis!" und sprengte über die Gränze. Dieß geschah im Jahre 589.

Der Freudenruf: „Authar war's, der König selbst war der schöne Gesandte —" erschallte nun bald am baierischen Hofe, und dem Auge Theodelindens entstrahlte das höchste Entzücken ihrer bewegten Seele. Allein nicht lange blieb der Himmel heiter; drohende Wolken zogen heran; denn bald war überall kund: der König Italiens habe den köstlichsten Schatz erworben; „Schönheit und Tugend."

Childebert, der austrasische König, ergrimmte vor Unmuth. Eine so enge Ver-

bindung des baierischen Hofes mit jenem der Longobarden war den Franken eine unerträgliche Sache. Man bedrohte den Herzog mit einem Einfalle in Baiern, both zugleich alle fränkischen Völker zum Kriege auf, und machte von allen Seiten die fürchterlichsten Anstalten dazu.

Theodelinde überschaute die traurigen Folgen, tief bewegt im Innern. Doch faßte sie bald einen Entschluß, der vom väterlichen Hause, vom werthen Vaterlande das drohende Ungewitter ableiten könnte. Sie selbst, und Sie allein wollte die Schuld auf sich nehmen, den nahen Gefahren muthig entgegen gehen, und nach Italien fliehen.

Mit edler Standhaftigkeit führte die Erhabene das Unternehmen aus; von ihrem jüngern Bruder Gundoald begleitet, überstieg sie glücklich die Alpen. Autharis, der König, von ihrer Ankunft benachrichtet, kam auf den Gefilden von Sardis, ober Verona, entgegen, und feyerte unter allgemeinem Jubel das hochzeitliche Fest.

Selten waltet die Freude ganz ungetrübet und rein; so war es auch hier. Ein Wettersturm erhob sich; ein Blitzstrahl zerschmetterte die Stange des Zeltes, und schleuderte den Wipfel vor die Füße Agilulfs,

Herzogs von Turin, der mit andern Großen des Reiches sich bey dem Mahle befand. Doch Niemand hatte Schaden genommen, und Autharis begab sich vergnügt mit seiner edeln Gemahlinn in die Hauptstadt zurück, wo ihr das entzückte Volk mit Herz und Mund seine Huldigung zollte. Kaum war der Jubel verhallt, als vom verheerenden Einbruch der Franken die traurige Kunde an Autharis Hof gelangte. Das feindliche Heer, von zwanzig Führern befehligt, fiel in's longobardische Reich ein, zerstörte Schlösser, verwüstete Fluren, und schleppte die Bewohner gefesselt als Sclaven nach Westen fort. Authar, zu schwach, der viermahl überlegenen Macht Einhalt zu thun, verlegt seine Krieger in festere Plätze, und wirft sich mit dem Kern des Heeres in die Festung Pavia.

Nach drey Monathen aber sah sich der Franke von unerträglicher Hitze verzehrt, von epidemischen Seuchen geschwächt, vom Hunger zernagt, genöthiget, den Rückzug zu nehmen. Autharis both dem Feinde den Oehlzweig; aber ehe noch der Franke ihn nahm, war Autharis nicht mehr, durch schnell wirkendes Gift vom Throne gestürzt.

In Schrecken hatte Theodelinde die Tage seit ihrer Vermählung verlebt, und ietzt, nach

wenigen Monden schon Witwe, war sie in die tiefste Trauer versetzt. Doch die Königinn bestand auch diese harte Prüfung, aufgerichtet durch den Gedanken: Gottes allgewaltige Hand ist über uns; — der Hoffnung tröstendes Licht durchstrahlte ihre tugendhafte Seele.

Inner den Mauern Pavia's versammelten sich die Großen des longobardischen Reiches: nach reifer Ueberlegung faßten sie den Schluß im freudigen Einklang; „Theodelinde, vom Volke geliebt, von Allen geehrt, bleibe Königinn, bleibe Herrscherinn des longobardischen Reiches: Ihr stehe es frey, sich einen Gemahl zu erkiesen, und dem verwaisten Land auch einen König zu geben; nur sey er aus longobardischem Blut entsprossen, fähig, das Ruder des Staats zum Besten des Volkes zu lenken."

Indessen hatte Theodelindens Klugheit durch Vermittlung des Königs von Burgund Friedens-Unterhandlungen eingeleitet, welche ihr Ziel nicht verfehlen konnten. Schon weit waren diese gediehen, als sie den Herzog von Turin, Agilulf, einen trefflichen Fürsten, zum Gemahl und König erwählte. Durch abgesendete Bothen ließ ihn die Königinn berufen, und reisete ihm selbst bis

Lumello entgegen. Nach einem Gespräch über die Lage des Reiches, reicht' ihm die Königinn nach dortiger Sitte bey einem festlichen Mahle den goldenen Becher, woraus sie getrunken hatte. Der Herzog nahm den Pokal, und trank, und küßte die Hand seiner Gebietherinn. „Nicht so, sprach ietzt Theodelinde; wenn du willst, umarme mich! sey mein Gatte! sey König! —"

So ward nach weitern Einleitungen noch am Beginn des Monaths November die Trauung vollzogen, und Agilulf im Wonnemonath des folgenden Jahres bey voller Versammlung aller Großen des Reiches, bey dem Zurufen des jubelnden Volkes als König auf den goldenen Schild gehoben. Und nun war es ihm leicht, die Friedens-Unterhandlung zu schließen, um die gefangenen Bürger auszulösen. Beyde Völker gewährten sich den Frieden auf längere Dauer.

Theodelinde konnte ietzt die Fülle des häuslichen Glückes in verdienter Ruhe genießen; doch ein großer, heiliger Wunsch setzte Herz und Gemüth in heftige Bewegung: die longobardischen Arianer wollte sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückführen. Durch Bitten, Ermahnen, und sanftes Betragen bewog sie nicht nur den König, ih-

ren Gemahl, zur Annahme der katholischen Glaubenslehre, sondern auch der größte Theil der longobardischen Nation folgte auf ihren Betrieb dem Beyspiel des Königs.

Es ist sehr merkwürdig (sagt der Verfasser der klassischen Schrift: „die Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte" es ist sehr merkwürdig, daß in diesem Zeitraume eines Jahrhunderts die vier berühmtesten Nationen von Europa das Licht und die Sanftmuth der christlichen Religion durch die mächtige Mitwirkung von vier Frauenzimmern erhalten haben. Die Franken in Gallien durch Clotilde, die Gothen in Spanien durch Ingunde, die Longobarden in Italien durch Theodelinde, die Baiern durch Reginotrude.

Gregor der Große, römischer Pabst, von der glücklichen Veränderung im longobardischen Reiche in Kenntniß gesetzt, freuete sich höchlich, und schickte der Königinn Theodelinde eine goldene Krone, (die man die eiserne nennt, *) um den römischen Stuhl mit

*) Diese Krone ist auf der innern Seite mit einer eisernen Schinne befestigt, welche die Kaiserinn Helena, nach der Entdeckung des Kreutzes Christi, aus einem der mitgefundenen Nägel hat verfertigen lassen.

dem longobardischen Throne durch ein unzertrennliches Band zu vereinen, und auf die innere Ruhe den äußern Frieden zu gründen. Der König aber und die Königinn beeiferten sich, die entehrten Tempel sowohl, als das geschwächte Ansehen der Priester wieder herzustellen.

Doch auch bey diesen schönen Unternehmungen ward die erhabene Fürstinn einer neuen Prüfung unterworfen. Feine Heuchler, welche dem Arianischen Zeitgeist gehuldiget hatten, versuchten es, auf Theodelindens Herz mächtig einzuwirken, und sie zum Abfall zu bewegen. Sie flüsterten ihr ein: die Satzung der Väter wäre verletzt; durch Neuerung wäre die Kirche entheiligt. Theodelinde, mit Eifer der christlichen Lehre ergeben, und selbst in den heiligen Büchern mit regem Geiste nach Wahrheit forschend, bestand einen harten Kampf. Durch Gregors Belehrung unterstützt, behauptete sie ihre Grundsätze, und ging siegreich aus demselben hervor.

Unterdessen entbrannte in Italien neuerdings die Fackel des Krieges. Der kaiserliche Exarch von Ravenna reisete nach Rom, und nahm, mit einem beträchtlichen Heere versehen, mehrere, schon von Authar eroberte,

Städte unversehens hinweg. Hierüber ergrimmte der König, zog mit Heereskraft wider die Feinde, besiegte und strafte sie, und umzingelte endlich die Hauptstadt mit der Bedrohung, sie zu zerstören.

Gregor schickte in dieser betrübten Lage eilige Bothschaft an die Königinn Theodelinde, ihren Gemahl um Schonung zu bitten, und ihn zu einem billigen Friedenschluß zu bereden. Gregor bemühte sich auch, den Exarch zu bewegen, daß er Genugthuung leiste. Theodelinde brachte es wirklich durch inständiges Bitten dahin, daß ihr Gemahl, obschon der zuerst Beleidigte, die Hände zum Frieden both, die Belagerung aufhob, und sich mit einem geringen Ersatze großmüthig begnügte. Voll hohen Dankgefühls schrieb nun der Pabst folgende Briefe an die Königinn und den König:

Königinn!

„Unser Sohn, Abt Probus, hat uns berichtet, wie eifrig sich Eure Hoheit zum Abschluß des Friedens verwendet hat. Schon Euer sanftes Herz, entflammt von christlicher Liebe, flößte uns Hoffnung ein, Ihr werdet dem Engel des Friedens schleunig zu huldigen nicht entstehen, um von der Güte des

Herzens einen neuen Beweis der Welt vor Augen zu legen. O! wir danken dem allmächtigen Geber des Guten, daß er Euer Herz so väterlich milde geleitet hat. So wie er euch das Licht des heiligen Glaubens verliehen hat; so wird er Euch immer in Euren schönen Handlungen stärken. Allerедelste Tochter! seyd des großen Lohnes versichert, des unschuldigen Blutes willen, das Ihr gerettet habt. Dank euerm Bemühen! die göttliche Fülle überströme euch mit Gütern des Leibes und der Seele, hier nieden und in der Ewigkeit. Väterlich grüßend ermahnen wir Euch aus inniger Liebe, Euern edelsten Gemahl mit Weisheit und Vorsicht zu lenken, daß er den Bund der Christen-Gemeinde ja nimmer verlasse. Königinn! setzet den Eifer fort, und strebet mit Sanftmuth, die Euch so eigen ist, die bisher entzweyten Gemüther wieder traulich zu einen. Erflehet die Gnade des Himmels durch euer frommes Gebeth: benützet die Zeit des Verdienstes, daß vor Gottes Auge stets Euer Lohn sich vermehre!"

König!

Dank dem Alleredelsten König! der durch Schließung eines, beyden Theilen ersprießlichen, Friedens unsere Wünsche erfüllet hat!

Weislich ist es geschehen! Wir loben die Klugheit und Güte. König! wenn Ihr den Frieden liebet, gebt Ihr die schönsten Beweise Euerer Liebe zu Gott; denn Er ist die Quelle des Friedens. Wäre der holde Friede versagt, welch traurige Folgen! Nicht ohne große Gefahr für beyde kriegende Theile, nicht ohne größere Schuld dessen, der die Fackel des Krieges schwang, flöße das schuldlose Blut des ärmlichen Landmannes, dessen Händearbeit für uns so nützlich, so nöthig für uns alle ist. Doch um die Früchte des Friedens, den Ihr uns schenket, zu genießen, bitten und wünschen wir sehnlichst, indem wir Euch zärtlichst umarmen, daß Ihr an jeden Herzog des Reiches schreibet, stets des holden Friedens zu pflegen mit Liebe und Sanftmuth: nirgend, wo es auch sey, zur Unruhe Anlaß zu geben, nirgend neuen Saamen der leidigen Zwietracht zu streuen; dann werde ich euerm Edelmuth noch größern Dank wissen. Die Bothen des Friedens, des erwünschten, mit Gottes Hülfe geschlossenen Friedens, Männer von Weisheit, und Euch mit ganzer Seele ergeben, haben wir mit Liebe empfangen und huldreich entlassen."

Nun war das selige Werk vollbracht, der Friede geschlossen, und am Tage Jo-

hannes des Täufers feyerlich verkündet. Der Jubel des Volkes erscholl durch's longobardische Reich; und Theodelinde tief von der Freude des Volkes gerührt, und entzückt von dem fröhlichen Anblick ihres Gemahls, machte das heilige Gelübde: Johann dem Täufer zu Ehren einen prächtigen Tempel zu bauen, dem festlichen Tage und dem holden Engel des Friedens ein ewiges Denkmahl.

Nach fünf Jahren hatte sich dieser Tempel in einer reizenden Gegend zu Modoetia (nachher Monza genannt) prächtig erhoben; und ungemein zahlreich war die Versammlung der Großen und der Zusammenfluß des longobardischen Volkes, als die feyerliche Einweihung geschah. Johann der Täufer ward als Schützer erkohren, und Agilulf selbst weihte ihm die longobardische Krone. Bald siedelten sich in dessen Umgebungen viele Werkleute und frömmere Christen an. Theodelinde selbst hatte sich dort ein Schloß erbaut, oder vielmehr das alte zerfallene aus den Ruinen wieder erhoben, und sich zur Sommerwohnung bereitet.

Da lebte nun das königliche Paar in dem glücklichsten Einklang der Herzen. Nur ein Wunsch ward ihm noch nicht erfüllt, — den Erben der Krone zu sehen. Zwölf Jahre

flossen in glücklicher Ehe dahin, als Theodelinde in diesem Schlosse zu Monza von einem Prinzen glücklich entbunden ward, welcher von dem Bischofe Secundus von Trient getauft, den Namen Adaloaldus erhielt, im Jahre 603. König Agilulf stand eben im Begriffe, sein Heer gegen den Exarchen, welcher neuerdings die Fackel des Krieges schwang, anzuführen: aber die Freude besiegte den Unwillen, und der Anblick des Sohnes wand ihm das Schwert aus der Hand; er both sie verzeihend zum Frieden.

Theodelinde ermangelte nicht, dem heiligen Vater, ihrem würdigen Freunde Gregor, von diesem glücklichen Ereignisse durch Gesandte Nachricht zu geben, welcher hierüber seine innigste Theilnahme und Freude bezeugte. Unter andern schrieb er:

„Gottes Huld hat Eure Hoheit mit einem Sohne begnadigt, und Ihr habet ihn dem Schooße der Kirche geweiht. Schön und löblich ist dieses. Von euerm christlichen Eifer war es wohl zu vermuthen, Ihr werdet des Himmels Geschenke auch an der ächten Quelle des Heils zum Opfer hingeben — Ihr, des Versöhners treue Dienerinn! Der Segen des Himmels thaue auf ihn, den künftigen König, daß er in der Furcht

des Herrn wachse, keime und blühe! Gottes mächtige Hand führe Euch und Adulowalden stets auf dem sichern Pfad der ewig heiligen Gebothe, daß Euer Sohn in der göttlichen Liebe gedeihe, daß Er, Groß durch seine Geburt in den Augen der Menschen, auch reich an edeln Handlungen vor Gottes Antlitz erscheine! — Wir senden hiemit diesem unsern geliebten Sohne, dem Prinzen Adulowald als Gebinde ein Kreuz vom Kreuze des Erlösers, und das Evangelium, geziert mit persischem Einband; und der Prinzessinn Schwester drey Ringe, zwey mit Hyazinthen, und einen mit Diamanten. O! möchten diese Geschenke sie an uns erinnern, und den Werth unserer Liebe dadurch erhöhen, wenn sie die Hand der zärtlichen Mutter überreicht! Königinn, wir grüßen Euch väterlich mit der innigen Bitte, daß Ihr Euerm Gemahl in unserm Nahmen für den Frieden danket, und stetshin, wie bisher, sein Herz zum Frieden leitet. Euch wird der Lohn dafür, daß Ihr unschuldige Menschen vom Verderben gerettet, so wie für die übrigen Werke Eurer Frömmigkeit, einst vor Gottes Thron erwarten.„

Dieser war Gregors letzter Brief an Theodelinden. Schwer erkrankt, starb er im

folgenden Jahre 604 von der ganzen Christenheit bedauert; und Theodelinde verlohr an ihm den besten Freund, ihren Berather in Noth, den Tröster in drückenden Leiden. Das Jahr der Krankheit und des Hinscheidens dieses großen Mannes war ein schreckliches Jahr. Fast den ganzen Sommer hindurch versagte der Himmel, bey einer unerträglichen Hitze, den ersehnten Regen. Die Früchte verwelkten, und wo auf gewässerten Feldern das Korn zur Reife gediehen, ward es von Mäusen verzehrt. Jetzt folgte ein grimmiger Winter, so, daß dem Menschen und Vieh das Blut in den Adern erstarrte. Reben und Bäume erlagen der Kälte. So lange Gregor noch athmete, half er, wo er konnte; doch er war dahin.

Solche Unfälle, Hunger und Pest sind oft der Gottheit wirkende Mittel, ausgeartete Menschen zur Besserung zu bringen, Stolze zu beugen, Hartherzige weicher zu machen, Verächter des Himmels zu zwingen, ihre Hände zu ihm auszustrecken, dem Feinde zu verzeihen. Drangsal vereint gar oft entzweyte Menschen. So war es auch jetzt. Das Elend und der Hunger entwaffnete die Krieger. Franken umarmen die Longobarden, diese die Römer, und der Exarch

von Ravenna beschwor es, den Frieden zu halten.

Agilulf von der Erfahrung belehrt, wie bald die Menschen sich ändern, und wie leicht der Fall eintreten könnte, daß er schnell von dieser Welt hinweggerissen würde, wollte die Stimmung des longobardischen Volkes benützen, welches seine und Theodelindens Sorge zur Zeit der Noth dankbar erkannte. Er ruft die Großen und Fürsten zusammen, und stellt dem versammelten Volke die Gefahr vor Augen, wenn er plötzlich vom Tod überrascht würde, zeigt auf dem großen Platze von Mayland vor offener Tribune seinen unmündigen Sohn, den Prinzen Adaloaldus, und erwartet den Spruch des longobardischen Volkes. —

Kaum ward der holde Prinz von Vater und Mutter in die Höhe gehoben; so fühlten sich Alle gerührt bey dem Anblick der sprechenden Unschuld. Das Jubel-Geschrey erfüllte die Luft: Es lebe der künftige König! es lebe Vater Ago! es lebe die Mutter des Landes, Theodelinde! Nun setzte der König die eiserne Krone seinem Sohne auf das Haupt. — Endlich trat der Gesandte des fränkischen Königs hervor, und verlobte dem kaum dreyjährigen Prinzen die Tochter Theu-

deberts seines Herrn zur Braut und künftigen Gattinn. — „Dieß zärtliche Band sollte ein ewiger Friede bekränzen zwischen den Longobarden, und dem fränkischen Volke.“

König Agilulf widmete sich nun wieder sorgfältigst den Geschäften der Regierung, und gab sich auch alle Mühe, die sich widersprechenden Meinungen der Priester zu dem beglückenden Einigungspunkt der Liebe zu führen. Viel Gutes noch zu stiften, und in Weisheit den Sohn zu erziehen, war sein erhabenes Ziel; doch er konnte es nicht mehr erreichen: früher noch schlug ihm die letzte Stunde des Lebens, ehe sein Sohn das dreyzehnte Jahr erreichte. Nur zu früh starb er in den Armen der trostlosen Königinn. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Monza begraben, wo Theodelinde den Sarg mit täglichen Thränen benetzte.

Theodelinde, noch immer vom größern Theile des Volkes geliebt, übernahm ietzt die Regierung des Reichs mit ihrem Sohne; aber ihr Diadem trug sie als trauernde Witwe nicht mehr: sie gab es der Kirche. Der Himmel segnete ihr reges Bemühen, hier die innere Ruhe zu erhalten, dort des Friedens Palme mit weiser Liebe zu pflegen. Sie spendete reichliche Gaben unter das är-

mere Volk, ließ hülflose Kranke verpflegen, Witwen und Waisen versorgen, Kirchen und Schulen erbauen, nicht um die schwankende Gunst des vergeßlichen Volkes zu gewinnen; sondern aus höherem Triebe, aus heiliger Liebe zur Menschheit: Stets trauend dem waltenden Auge der Fürsehung, ertrug sie auch ihre Leiden als Heldinn! —

Endlich näherte sich auch im J. 625 Theodelinden der große Augenblick. Sie erkrankte an einem schleichenden Fieber, und säumte nicht, alle heiligen Vorbereitungen zur wichtigsten Reise in die Ewigkeit zu treffen. Während ihr Geist heiter blieb, und ihre Seele zum Himmel strebte, sprach sie zu ihrem Sohn: „Ich nahe meinem Ziele; ich habe sie vollendet, die mir von Gott gezeichnete Bahn; ich muß dich verlassen! —“ Segnend legte sie ihm noch die Hand auf das Haupt, und verschied sanft, wie die sinkende Sonne. Der Prinz war und blieb untröstlich über den Tod seiner Mutter, so, daß er ununterbrochen ausrief: „Ohne eine solche Mutter leben, heißt ohne Kraft und Sonne leben.“

Ganz Italien ward in die tiefste Trauer versenkt, durch den herben Verlust der besten weisesten Fürstinn. Ihre Hülle bedeckt ein weisser Marmor in der, von ihr erbauten

Kirche zu Monza. Ihr Nahme ist heilig, unsterblich, selbst in der Sternenwelt eine seltene Erscheinung.

Die
Theodonen in Baiern.
680 und 717.

Die weisen Vorschriften und sanften Lehren der christlichen Religion waren, wie wir gesehen haben, in Baiern nicht mehr unbekannt, als die ersten Herzoge aus dem edeln Geschlechte der Agilolfinger zur Regierung gelangt waren. Ueberzeugt, daß ein rohes Volk nur durch die erhabenen Grundsätze derselben, und ihre Lebens-Regeln gebessert, in Ordnung erhalten, und die Sitten gemildert werden können, sehnten sie sich nach Anstalten, welche diese Bildung bezwecken, und nach Männern, die sie einleiten und verbreiten sollten.

Der unvergleichliche Severin, ein frommer Abt aus Orient, war schon im fünften Jahrhundert an der Donau herauf bis Künzen bey Osterhofen gekommen, und hatte

durch seinen liebreichen Unterricht viele hundert Einwohner vom Heidenthume abgezogen, durch seine Wohlthaten, und einen unsträflichen Lebenswandel allgemeine Achtung und Liebe erworben; er hatte Klöster und Schulen errichtet: aber diese waren nach seinem Tode bey den häufigen Einfällen der Barbaren alle wieder verfallen. Fränkische Glaubensprediger reiseten in der Folge umher: allein die Eindrücke waren vorübergehend und keineswegs andauernd. Unwissenheit, Aberglaube und Irrlehrer verdarben alles wieder, was jene gutgemacht hatten.

Anstalten mit einem bleibenden Erfolge zu gründen, bemühten sich also die beyden Theodonen mit thätigem Eifer. Ein großer Mann, Emmeram genannt, hatte den Vorsatz gefaßt, sich zu den Hunnen nach Pannonien zu begeben, und dieselben im Christenthum zu unterrichten. Theodo I. ersuchte ihn, nach Regensburg zu kommen, und die Aufsicht über die christlichen Lehrer an seinem Hofe, und über alle Gläubigen zu übernehmen. Emmeram erschien auch im Jahre 649 zu Regensburg, hielt sich drey Jahre daselbst auf, und wirkte unter den Augen, und zur Freude des Herzogs unaufhörlich Gutes.

Die Tugend und Gerechtigkeit Theodo's stellte sich bey einem unvermutheten sehr traurigem Vorfall in das heileste Licht. Der fromme Emmeram unternahm, wie aus seiner Lebensgeschichte bekannt ist, eine Reise nach Rom, von welcher er wieder nach Baiern zurückzukehren beschlossen hatte. Die Tochter des Herzogs, Utha, war von einem baierischen Edelmann, Sigibald, entehrt worden, und gab, als sie dem Vater ihr Vergehen gestand, den heiligen Emmeram, fälschlich als Verbrecher an, indem sie glaubte, daß er bereits weit genug entfernt, folglich in Sicherheit sey. Allein ihr Bruder Lambert, hierüber entrüstet, jagte heimlich dem frommen Bischofe nach, holte ihn bey Helfendorf ein, und ließ ihn auf die grausamste Weise, ohne alle Untersuchung ermorden. Der Herzog aber verabscheute diese schreckliche That, die Folge einer wilden ungebändigten Leidenschaft, verbannte seinen Sohn nach Pannonien, die Utha nach Italien, und ließ den Leichnahm des unschuldig Ermordeten nach Regensburg bringen. Daselbst ging ihm der Herzog mit seinem Hofstaate entgegen, und begleitete ihn zwischen einem Chore psalmirender Priester in einer feyerlichen Prozession mit fliegenden Fahnen und angezündetem Rauchwerke in das, von dem Hei-

ligen sehr oft besuchte, Georgen-Kirchlein, wo man ihn zur Erde bestattete, im J. 652. Um sein Andenken noch mehr zu ehren, ließ der Herzog nachher das berühmte Kloster Emmeram erbauen, welches das erste (nach jenen zerstörten des heil. Severins) in Baiern ward.

Theodo II. trat im J. 680 seine Regierung an, welche der Ausbreitung und Befestigung des Christenthums noch mächtigern Vorschub gab. Nicht nur seine erste Gemahlinn, Reginotrudis, eine im Christenthum wohl unterrichtete Prinzessinn, sondern auch seine eigene tugendhafte Gesinnung, das Heidenthum zu vertilgen, und reine Sittlichkeit einzuführen, flößte ihm die feurigste Begierde nach dauernden Anstalten ein, welche dieses zu bezwecken vermögen.

Damahls lebte zu Worms der heilige Rupert im größten Ruhme. Eine feyerliche Gesandtschaft lud ihn ein, an den Hof nach Regensburg zu kommen. Rupert erschien auch daselbst im J. 696, und taufte den Herzog mit dessen Söhnen, seinem ganzen Hofstaat, und unzähligen Freyen und Knechten. Theodo ertheilte dem Heiligen nicht nur die Erlaubniß, überall in seinem Lande das Christenthum zu predigen, sondern

er wünschte sehnlichst, ein beständiges Bisthum zu gründen.

In dieser Absicht schenkte der Herzog dem heil. Rupert nicht nur die, damals noch in ihrem Schutt begrabene, Stadt Juvavium (nachmals Salzburg genannt) sondern auch den umliegenden Bezirk von mehr als zwey Meilen, nebst einigen Dorfschaften, um daselbst einen bischöfflichen Sitz, und eine Pflanzschule künftiger Glaubenslehrer und Diener der Kirche errichten zu können. Rupert ging nach Franken, brachte zwölf Mitarbeiter mit sich zurück, und baute eine Kirche, das Kloster St. Peter genannt, und ein Kloster für Nonnen, daselbst. So hatte Theodo's Freygebigkeit einen großen Schritt auf der eingeschlagenen Bahn gegen das erhabene Ziel vorwärts gemacht. Allein er that noch mehr.

Im Jahre 716 unternahm Herzog Theodo II. (der erste aus Deutschland) eine Wallfahrtsreise nach Rom — zugleich in der großen Absicht, mit dem Pabste Gregor II sich zu berathschlagen, wie das noch übrige Heidenthum in Baiern vollends entfernt, und eine allgemeine christliche Bildungs- uud Erziehungs-Anstalt eingeführt werden könnte.

Diese erste Verbindung mit dem päbstlichen Stuhle hatte die erwünschte Folge,

daß drey päbstliche Abgeordnete oder Lega- ten, Bischof Martinian, Priester Georg, und ein Unterdiacon Dorotheus unverzüglich nach Baiern abgingen, um das bezielte Geschäft mit dem Herzoge einzuleiten.

Schon damahls befanden sich durch Un- terstützung des edelgesinnten Theodo einige Bischöfe im Lande: Wicterp zu Regensburg, Theodor zu Passau und Lorch, Rupert in dem sich erhebenden Salzburg: allein es wa- ren ihnen noch keine ordentlichen Kirchen- sprengel oder Diöcesen mit gewissen Grän- zen zugetheilt. Außerdem hatte Theodo das Vergnügen, noch einen berühmten, und from- men Bischof zu sehen, welcher sich mit der Bildung und dem Unterrichte roher Men- schen beschäftigte. Dieser war der heilige Corbinian, ein geborner Franke aus Char- tres, der auf seiner zweyten Reise nach Rom den Weg durch das Norikum nehmen wollte. Theodo lud ihn zu sich nach Regensburg ein, und suchte ihn zu bereden, daß er die Rö- merreise aufgeben, und bey ihm bleiben möchte: aber Corbinian beharrte auf seinem Vorsatze, und wurde vom Herzog mit Geschenken entlassen.

Jene päbstlichen Legaten versammelten, ihrem Auftrage gemäß, die Bischöfe, Priester,

und Gaugrafen des Landes, um sich unter Vorsitz des Herzogs über die Errichtung, und den Fortbestand einiger Bisthümer in Baiern mit ihnen zu berathen. Allein die Ausführung des schönen Vorhabens unterbrach, nebst andern Vorfällen, der Tod des frommen Herzogs, der im Jahre 717 seinem tugendhaften Leben ein Ende machte, ohne jedoch die Früchte zerstören zu können, welche die Religion von Theodos II. reichlicher Aussaat unter seinen Nachfolgern ernten mußte.

Die
Herzoge Hugibert und Odilo.
737 und 748.

Theodo II. hatte schon im Jahre 702 das Herzogthum Baiern in vier Fürstenthümer zwischen sich und seinen drey Söhnen getheilt, in der guten Absicht und Hoffnung, daß die verschiedenen Gegenden des Landes geschwinder mit schönen und nützlichen Anstalten versehen, und die sittliche und wirthschaftliche Kultur desto nachdrücklicher befördert würden.

So gefährlich und zum Theile schädlich diese Landes-Theilung in ihren Folgen war, hatte sie dennoch keinen nachtheiligen Einfluß auf die edeln Plane, welche die beyden Theodonen in Bezug auf die Befestigung, und Verbreitung eines gereinigten Christenthums entworfen und auszuführen angefangen hatten.

Theodebert, Theodo des II. ältester Sohn, welcher im Gebirge zu Botzen residirte, trug, ganz im Geiste des Vaters, zur Gründung des Klosters St. Peter in Salzburg, und des dortigen Bisthums nicht wenig bey, vermehrte deren Güter, und ward der Stifter des Nonnbergs daselbst, des ältesten Frauenklosters in Baiern.

Grimoald in Freising beschenkte den heiligen Corbinian, ließ ihn auf seiner Reise nach Rom bis an die Gränze von Italien begleiten, nöthigte ihn bey seiner Rückreise wieder nach Freising zu kommen, nahm ihn hier ehrenvoll auf, kaufte nach dessen Wunsche Güter bey Maies in Tirol, und legte den ersten Grund zur Stiftung des Bisthums Freising, und des Klosters Weihenstephan.

Theodobald, der dritte (in Passau residirende) Prinz, war schon früher mit Tode

abgegangen; ihm folgten in den Jahren 724 und 725 Theodebert und Grimoald in's andere Leben nach. Mit Umgehung der Söhne Theodobalds erklärte Karl Martell, fränkischer Großhofmeister, an der Spitze seiner Armee Theodeberts Sohn, Hugibert, als Herzog des ganzen, nun glücklich wieder vereinigten Baierns.

Hugibert legte gleich im Anfang seiner Regierung eine sprechende Probe seiner tugendhaften Neigungen ab. Der heilige Corbinian hatte sich, um den mörderischen Anschlägen der unrechtmäßigen Gemahlinn Grimoalds zu entgehen, von Freising nach Maies im Tirol geflüchtet. Da nun dieser Vierfürst todt, und Hiltrude nach Frankreich abgeführt war, berief Herzog Hugibert unverzüglich den heiligen Corbinian nach Freising zurück, wo dieser auch ohne Anstand wieder erschien, und bis an sein, im Jahre 730 erfolgtes, Hinscheiden in beständig=frommer Thätigkeit lebte, und allenthalben Gutes um sich her verbreitete.

Den Verlust dieses kräftig wirkenden Bischofs empfand der tugendhafte Herzog tief in bewegter Seele: doch ward er ihm sechs Jahre nachher durch die Ankunft eines andern berühmten Bischofs vergütet. Wun=

fried, ein geborner Engländer, hatte Baiern schon im Jahre 719 durchwandert, war im Jahre 723 zu Rom zum Bischof geweihet worden, hatte den Namen Bonifacius erhalten, und hierauf in Thüringen sowohl, als in andern Gegenden das Licht des Glaubens verbreitet. Allein dieser große Mann fand in Baiern eine solche Verschiedenheit und Unordnung von Meinungen und Gebräuchen in religiösen Gegenständen, daß er sich vorerst vom päbstlichen Stuhl eine schriftliche Anweisung erbath, und sich dann selbst nach Rom begab.

Hugibert ließ indessen nicht ab, seinen Eifer für Religions-Anstalten zu beweisen, indem er die Kirche zu Salzburg, und das Stift zu St. Emmeram reichlichst beschenkte: aber die Vollendung seines Wunsches, fortdauernde Anstalten durch Stiftung ordentlicher Bisthümer zu gründen, erlebte er nicht; denn im Jahre 737 ging er mit Tod ab.

Dem edeln Sohne Hugiberts, Odilo, auch Utilo genannt, war die erhabene Freude vorbehalten, auszuführen, was seine Ahnen so schön begonnen hatten. Als dieser Prinz im J. 737 die Regierung antrat, war im ganzen baierischen Staate nur ein Bischof noch vorhanden, der Bischof zu Lorch, Wiwilo; und auch diese alte Stadt wurde noch

im nämlichen Jahre 737 von den Hunnen verwüstet, so daß Wiwilo seine Flucht nach Passau nahm. Dazu kamen noch viele andere Uebel, welche der Ausbreitung der reinen und wahren Religion hinderlich waren. Viele Ausländer hatten sich nämlich nach Baiern, wo man christliche Lehrer zu sehen wünschte, begeben, und wollten als Bischöfe und Priester anerkannt seyn: sie trugen aber dem Volke, von dessen Freygebigkeit sie ihre Vortheile zogen, solche Lehren vor, welche der Sinnlichkeit eines Jeden am meisten schmeichelten.

Odilo, der Herzog, jagte diese schädlichen Fremdlinge aus dem Lande, berief alle Grafen, freye Grundherren, und Edle zu einer National-Versammlung nach Regensburg, bath den heil. Bonifacius auf derselben zu erscheinen, und lud alle rechtmäßigen Priester des Landes, sogar auch die benachbarten Bischöfe aus Schwaben, damit sie mit ihrem Beyrathe behülflich seyn möchten, dazu ein.

Seine große Absicht war, ein allgemeines vaterländisches Religions- Bildungs- und Erziehungs- Institut zu gründen, und zu diesem Ende vor allen Dingen an einigen Hauptplätzen des Landes Pflanzschulen oder Seminarien zu errichten. In diesen sollten, unter

Aufsicht künftig ununterbrochen nachfolgender Bischöfe, die Innländer sowohl zu christlichen Lehrern und Priestern gebildet, als auch überhaupt von der Wildheit abgezogen, im Gottesdienste, und in der christlichen höchst wohlthätig- und tröstlichen Sittenlehre wohl unterrichtet, und endlich auch mit wissenschaftlichen Gegenständen bekannt gemacht werden, damit sie fähig würden, als Richter des Volkes, und Rathgeber des Fürsten, gute und nützliche Dienste zu leisten.

Dieser war der unvergleichliche Endzweck jener baierischen National- und Kirchen-Versammlung, womit sich das Jahr 739 der ganzen Nation für alle Zeitalter unvergeßlich gemacht, und im dankbaren Andenken verewiget hat. Alles Gute, was damahls zu Regensburg eingeleitet oder bewirkt worden, geschah durch Herzogs Odilo eifrige Veranstaltung und großmüthige Auszeigung eines zweckmäßigen und fortdauernden Unterhalts der Bischöfe, Lehrer und Seelsorger, so wie durch Bestättigung der schon vorhandenen herzoglichen Stiftungen.

Aber auch die Großen, Edeln und Freyen des Landes, die reichen Grundeigenthümer entzündeten sich an Odilos Feuereifer, und nahmen an dem schönen Vorhaben persönli-

chen Antheil. Man sah, was man in der Weltgeschichte ganze Jahrtausende nicht zu sehen bekommt, — ein vereintes Bestreben einer ganzen Nation, die mit Ueberlegung und mit deutlichem Bewußtseyn ihre Bedürfnisse, das festgesetzte Ziel vor Augen hatte, das Ziel, sich eine vollkommnere moralische Verfassung zu geben, und zu diesem Ende mit überlegter Wahl die Vorschriften des Christenthums zum Grunde zu legen.

Jener Eintheilung des Landes gemäß, welche Herzog Theodo II im Jahre 702 gemacht hatte, ward iezt bestimmt, daß zu Regensburg, Freising, Passau und Salzburg ewig fortdauernde bischöfliche Sitze errichtet, und den Bischöfen ihre Diöcesen ordentlich ausgezeigt werden sollten. Dem zur Folge wurden, Gaubald, in der Hauptstadt Regensburg, Erimbert in Freising, Johannes in Salzburg, Wiwilo zu Passau als Bischöfe eingesetzt, und vom heil. Bonifacius als päbstlichen Legaten feyerlich geweihet.

Vom römischen Stuhle sind diese Handlungen mit allem Beyfalle bestättiget, und den neuen Bischöfen Befehle ertheilt worden: daß sie alle Jahre zwey Synoden halten, den Gottesdienst nach den Formen der römischen Kirche einrichten; daß sie die Irrlehren

und den Aberglauben vertilgen, und vor dem päbstlichen Legaten, wohin er sie nur rufen würde, allzeit erscheinen sollten. Auf diese Art haben die Baiern anstatt umreisender Landprediger, und ungewisser Hirten, eigene Bischöfe erhalten, und angefangen, in den wichtigsten Dingen, welche einen Menschen betreffen können, sich aufzuklären, und eine allgemeine Sittenveredlung vorzubereiten. Mit diesem großen Sinn und Verstande haben unsere baierischen Voraltern im achten Jahrhundert gehandelt, auf Veranlassung und Betrieb, und nach dem Beyspiele ihres Herzogs Odilo, der auf diese Art bewiesen hat, wie viel ein tugendhafter Fürst zu bewirken vermöge.

Der Eifer, überall im Lande Priester- und Erziehungshäuser zu errichten, wurde iezt allgemein, und die Veranlassungen zu Stiftungen der Klöster, womit immer auch Schulen für den Unterricht der Jugend verbunden waren. In den edelsten Absichten, beschenkte Odilo seine Bisthümer, und stiftete die Klöster Monsee, Pfaffenmünster, Osterhofen, (wo er mit seiner Gemahlinn begraben liegt) Niedernburg in Passau, Altomünster, und, wie man vermuthet, auch Ober- und Nieder-Alteich. Die von seinen

Anverwandten und andern begüterten Grundherren errichteten geistlichen Institute erhielten ansehnliche Gaben von ihm.

Uebrigens zeigte Odilo auch in mißlichen Verhältnissen, daß er von den erhabenen Grundsätzen einer Religion, für die er so eifrig arbeitete, ganz durchdrungen sey, und sie zu seinen Lebens-Regeln angenommen habe; er bewies in Widerwärtigkeiten eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Im Jahre 741 kam die fränkische Prinzessinn Hiltrude an seinen Hof nach Regensburg. Ihre Brüder Karlmann und Pipin, Herzoge in Austrasien, hatten den Stiefbruder Grifo gegen das väterliche Testament von aller Erbschaft ausgeschlossen, und mit seiner Mutter, der baierischen Prinzessinn Sunnehild gefangen genommen. Hiltrude, um dem befürchteten Klosterleben zu entgehen, flüchtete also nach Baiern. Aber die Brüder waren hierüber nicht wenig entrüstet. Sie forderten die Schwester unverzüglich durch Eilbothen zurück; sie waren so aufgebracht, und erbittert, daß sie, ohne erst eine Antwort, oder den Erfolg abzuwarten, zu wiederholten Mahlen neue Bothschaften, und diese immer mit ungestümmern Aufträgen abschickten.

Heftige und drohende Forderungen waren so wenig geschickt, den baierischen Her-

zog zu beugen, daß sie ihm vielmehr die verfolgte Prinzessinn doppelt angenehm machten, und ihn zum männlicheu Widerstand aufforderten. Die Antwort, welche er den Abgesandten mit Ernst, aber in voller Gelassenheit gab, war: Sehet da, Sie ist meine Gemahlinn!" denn er nahm sie unverzüglich zur Ehe, und auf diese Art in seinen kräftigern Schutz.

Nun aber hatte Odilo einen Sturm zu erwarten, der mit ganzer verwüstender Schwere über ihn und sein Land von Austrasien her einbrechen sollte. Karlmann und Pipin rückten mit gesammter französischer Macht nach Baiern, wo der Herzog indessen mit den Sachsen und Schwaben ein Bündniß geschlossen, und ihre Hülfs-Völker an sich gezogen hatte.

Die ganze fränkische Macht war auf dem Lechfeld versammelt, Odilo stand am rechten Ufer des Flusses in einem verschanzten Lager, in welchem sich auch die Herzoge von Allemanien und Sachsen, ein päbstlicher Nuntius, und der Bischof von Regensburg befanden. Nach fünfzehn Tagen setzten die Franken zur nächtlichen Zeit unvermuthet durch eine Furth oder einen seichtern Ort, über den Lech, erstiegen, zwar mit großem

Verlust, die Verschanzungen, und brachten durch die allgemeine Bestürzung das baierische Heer und dessen Hülfsvölker in Unordnung. Diese letztere fanden gleich im Anfang für gut, seitwärts davon zu jagen; jenes aber lösete sich in viele zerstreute Haufen auf, die einzeln von den Franken überfallen, und zum Rückzuge gezwungen wurden.

Das fränkische Heer verfolgte unausgesetzt die Flüchtigen, so daß es nur eine einzige und unaufhörliche Schlacht war, durch das ganze Land vom Lech bis an den Innstrom, wo die Franken schon wieder am diesseitigen Ufer standen, als die Baiern hinübergesetzt hatten. Da letztere immer fechtend abzogen, und im Anblicke ihrer bedrohten Wohnorte und Familien oftmahls Halt machten, um ihre Niederlage an den Feinden wenigstens zu rächen: so war am Ende die Zahl der Erschlagenen beyderseits groß.

Bey dieser höchst unglücklichen Begebenheit bezeigte Odilo einen ausnehmenden Muth. Er blieb die ganze Zeit dieser Flucht hindurch, und bey den drohendsten Gefahren immer in Person gegenwärtig; fiel aber doch endlich in die Hände seiner Feinde, die ihn nach Westfranken abführten. Im Rückzuge plünderten, verbrannten und verheerten diese

das Land zwey und fünfzig Tage lang, und verließen es mit Leichen und Schutt erfüllt.

Im folgenden Jahre reisete die unglückliche Hiltrude nach Frankreich, und hielt eine so rührende Rede an ihre Brüder, Carlmann und Pipin, daß diese bewogen wurden, dem Odilo seine Freiheit, und sein Land zurück zu stellen. Wie hart die Bedingungen dieses Friedens gewesen sind, meldet zwar die Geschichte nicht: aber der Erfolg unter der Regierung seines Sohnes giebt hierüber Aufschlüsse, die ein düsteres Licht auf jene Friedens-Punkte zurückwerfen.

Odilo, der edle tugendhafte Fürst, kehrte nach Baiern zurück, stiftete Gutes, wo und so viel er konnte, und ging im J. 748 in's bessere Leben hinüber, beweint von seinen Unterthanen, wie von seiner großherzigen Gattinn Hiltrude, die ihm nach sechs Jahren im Tode folgte, und neben ihm zu Osterhofen, in dem, von Odilo gestifteten Kloster, ebenfalls ihre Ruhestätte erhielt.

Landfried, Waldram und Eliland.

zwischen 773 und 808.

So nannten sich die Stifter der berühmten Abtey Benediktbeuern, welche ihr

erstes Daseyn im Jahre 740 erhielt. Aber nicht nur dieses, noch sieben andere Klöster, — Schlechdorf, Sieverstadt, Wessobrunn, Sandau, Polling, Staffelsee und Kochelsee, verdanken dem religiösen Sinne Landfrieds und seiner Brüder ihre frommen Stiftungen.

Auf diese Art verwendeten die drey Brüder ihre vielen, weit ausgebreiteten Güter in der nämlichen edeln Absicht, welche den Stifter der Bisthümer, Herzog Odilo, beseelte. Sie gaben ihre Reichthümer hin, nicht etwa am Ende ihres Lebens, zur Lösung begangener Missethaten: sie gaben sie hin zur Zeit, wo ihnen der vollste Lebens-Genuß zu Gebothe stand.

Aber nicht allein ihre Habe opferten Landfried, Waldram, und Eliland zur Beförderung der Religion und reiner Sittlichkeit auf: sich selbst gaben sie hin, traten aus dem Glanze, den ihnen hohe Geburt verliehen hatte, freywillig in die Dunkelheit zurück, stiegen herab die Stufen ihres erhabenen Standes, und wurden Mönche in ihrem Kloster Benediktbeuern, wo sie nacheinander als Vorsteher ein frommes Leben in stiller Abgezogenheit von der Welt führten, und ihren Untergebenen mit dem Beyspiel jeder Tu-

gend vorleuchteten; — Sie, die erhabenen Fürstensöhne aus dem edelsten Geschlechte Baierns, aus dem Stamme der agilolfingischen Herzoge! — Sie gingen in das selige Leben hinüber: zwischen den Jahren 773 und 808.

Adalbert und Otkar.
Jahr 805.

Die gleiche Tugend schmückte diese zwey Brüder. Als mächtige Grafen aus dem baierisch-herzoglichen Hause hatten sie dem påbstlichen Stuhle Dienste geleistet, welche der heilige Vater lobpreisend erkannte. Mit den Reliquien des Märtirers Quirin beschenkt, kehrten sie von Rom zurück, stifteten die Klöster Tegernsee und Ilmmünster, und wurden in jenem die ersten Mönche. Adalbert zum Abt erwählt, erbaute durch hohe Tugenden; Otkar, als Laienbruder, war der Abglanz Adalberts in der Reinheit seines Wandels, und in der Demuth seines Lebens.

Hemma, Königinn von Baiern und Deutschland.
Jahr 876.

Ludwig II. König in Baiern, und seit dem Jahre 843 in ganz Deutschland, hatte

eine sehr tugendhafte Gemahlinn, Hemma, deren Abstammung uns nicht mehr bekannt ist, wohl aber die hohe Tugend, die, als Adel der Seele mit dem Adel der Geburt vereinbaret, ihr Andenken verewiget hat.

Welche Sorgfalt die Königinn auf die erste Erziehung der Prinzen, und auf die Bildung der vier Prinzessinnen Töchter verwendet habe, bewiesen vorzüglich die Letzteren, sobald sie nach eigenem Antrieb zu handeln vermochten. Hildegard, Bertha, und Irmengard übernahmen als Abtissinen die Aufsicht über fromme Jungfrauen, zu Zürch, Leymbach, Schwarzach und Chiemsee. Die Prinzessinn Angilberg ward die Gemahlinn eines Kaisers: aber auch sie nahm als Witwe den Schleyer in dem Nonnenkloster St. Sixtus zu Piacenza.

Hemma war eine liebreiche Mutter aller Nothleidenden; mit reichlichen Allmosen wurden diese unterstützt, Thränen getrocknet, Elend gehoben. Diese edelmüthige Neigung versiegelte Hemma mit der Stiftung einer reichen Spende an Brod und Fleisch. Jeder Arme sollte Theil hieran haben, die Abtissinn des obern Münsters zu Regensburg die Spenderinn seyn, und zu dieser Handlung in Demuth mit entblößten Füssen er-

scheinen: vermuthlich war von Hemma das Beyspiel solcher Herablassung gegeben worden.

Das genannte Münster hatte die erhabene Fürstinn mit der schönen Absicht in's Auge gefaßt, in der Nähe des Hofes ein Institut zur Erziehung und standesmäßigen Bildung adelicher Jungfrauen zu gründen. Der Bischof erhielt das Kloster Monsee, und überließ an die Königinn das Obere Münster dagegen. Dessen Gebäude wurden nun erweitert, das Stift mit Gütern und Einkommen reichlich begabet, und von Hemma's Sohne, dem nachmahligen Kaiser Karl III. mit Privilegien und Freyheiten vor andern ausgezeichnet, und beehrt.

Die tugendhafte Königinn ward im Jahre 874 von Schmerzen in den Gliedern befallen, und blieb eine lange Zeit an ihr Krankenlager geheftet, bis sie endlich auch die Sprache verlohr. In voller Gedult und Ergebung entschlief sie im J. 876 am 26. Jäner, und ward in ihrem Münster beygesetzt.

Tuto, Mönch bey St. Emmeram, dann Bischof.

930 oder 934.

Tuto, von sehr edler Geburt, überschimmerte diesen ererbten Glanz durch eigene Tu-

genden und schöne Eigenschaften. Schon im frühesten Knaben-Alter begann Tuto seine Studien, und setzte sie fort, bis in die männlichen Jahre mit unermüdetem Fleiße. So erwarb er sich den Ruhm einer vorzüglichen Geschicklichkeit.

Tuto fühlte Neigung in sich zum stillen Leben nach Benedikts Regel: er fand Aufnahme im Kloster St. Emmeram zu Regensburg, und trachtete hier mit allen Kräften nach wahrer Tugend und Gottseligkeit. Der Glanz seiner Weisheit strahlte durch das Dunkel seiner Lebensart in die Welt hinaus, und Kaiser Arnulf wählte nach Abgang Bischofs Albert, seines Kanzlers, den weisen, bescheidenen, und frommen Tuto, als den würdigsten, zu dessen Nachfolger.

Bischof Tuto hatte nur ungern seine Zelle verlassen: doch blieb er stets seiner Neigung für klösterliches Leben getreu; er wuste die Regelmäßigkeit mit seinem edeln Stande zu verbinden, und blieb der fromme bescheidene Tuto.

Leutseligkeit und Güte sprachen sich in seinem ganzen Wesen, in jeder Handlung aus. Zur Vergebung aller Unbilden geneigt, war er doch ernsthaft in Bestrafung des Lasters. Im Regierungswesen trefflich erfah-

ren, wohlberedt, klug und reich in Anschlägen, besonders gewandt, um den Grund der Sachen zu erforschen, ward er dem Kaiser so beliebt und angenehm, daß Bischof Tuto beständig um ihn seyn sollte, so weit es nur immer sein Hirten-Amt erlaubte.

Das Ansehen bey Hofe, und die Gnade des Kaisers konnten den frommen Mann so wenig fesseln, daß er sie vielmehr als eine Bürde ansah, und als ein Hinderniß höherer Vollkommenheit. Er haßte, was gewöhnlich an Höfen herrscht, Hochmuth, und Begierde, sich höher zu schwingen, den Neid, welcher das Gemüth beunruhigt, den immer zunehmenden Geldgeiz, und die Unlauterkeit, welche Gemüths- und Leibes-Kräfte schwächt. Tuto suchte demnach, und erhielt die Bewilligung, seine Hofdienste zu verlassen, um wieder ganz allein für sein Hirten Amt und geistliche Uebungen zu leben.

Der fromme Bischof verwendete sich nun desto eifriger, und unausgesetzt für seinen Beruf, und für das geliebte Kloster St. Emmeram. Doch trieb ihn seine Neigung zur stillen Einsamkeit oftmahls an, sich nach dem Kloster Monsee, welches zu jener Zeit dem Bisthum Regensburg angehörte, zurückzuziehen, und daselbst der Betrachtung himmli-

scher Dinge ungestört zu überlassen. Die Legende erzählt von ihm, daß er eines Tages während seines Aufenthalts an diesem Orte einen großen in Regensburg entstandenen, Brand im Geiste vor sich gesehen, und so, wie ein Haus nach dem andern von Feuer ergriffen worden, beschrieben habe; welcher Brand auch wirklich am nämlichen Tage jene Stadt in Schrecken und großen Schaden versetzt hat.

Tuto empfand im hohen Alter, das an sich schon meistens zur Krankheit wird, heftige Augenschmerzen, die ihm endlich das Gesicht raubten. Diesen Zustand ertrug der fromme Mann mit aller Geduld, und äußerte sich zugleich: „ er achte die körperlichen Augen, die ihm mit den Mücken gemein wären, nicht viel; wenn ihm nur die innerlichen Augen seines Geistes und Gemüths, mit welchen er Gott selbst anschauen könne, unverletzt bleiben.“

Voll der Verdienste und guter Werke entschlief Tuto im vierzigsten Jahre seiner bischöflichen Würde sanft und selig in dem Herrn, und ward im Gotteshause St. Emmeram bey seinen Vorfahren beerdigt. Das Grab dieses frommen Bischofs ist mit folgender Schrift bezeichnet:

„Der selige Tuto, Bischof zu Regensburg, Arnulphi des Kaisers Kanzler, der ein Mönch und Custerer dieses Gottshaus gewesen: ist gestorben im Jahr Christi neunhundert vier und dreyßig.“

Guntharius,

Bischof zu Regensburg.

938.

Im Jahre 938 war das Bisthum Regensburg erledigt. Kaiser Otto I. der Große genannt, überlegte mit sich selbst, aus reinem Eifer für eine angemessene Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls, wen er hiezu erwählen sollte. In diesen Gedanken begab sich der Monarch eines Abends zur Ruhe, und fand sich im Schlafe ermahnt, er sollte am Morgen sich in das Gotteshaus St. Emmeram begeben, und jenen dortig geistlichen Mann, der ihm der Erste begegnen würde, zum Bischof ernennen.

Otto, der Kaiser, frommgesinnt, und bedachtsam, folget der höheren Ermahnung, geht in früher Tageszeit zur genannten Kir-

che; und Guntharius, ohne den Kaiser zu erkennen, begegnet ihm der erste. Sorgfältig betrachtet Otto den Mann, und bemerket an ihm nur Ehrbarkeit und geistliches Wesen. — Nun fragt der Monarch, was er wohl jenem geben wollte, der ihn zum Regensburger Bischof befördern würde? — Gunthar nahm die seltsame Frage als Scherz auf, und antwortete dagegen gleichfalls mit einem freundlichen Scherz: „er wolle ihm für die Infel seine Schuhe verehren. —"

Der Kaiser ließ sich diese fertige, und sinnreiche Antwort gefallen, versammelte die Clerisey, und erzählte ihr, was im Schlafe ihm angedeutet worden. „Gunthar, fuhr er fort, war der erste, der mir entgegen kam; er scheint mir ein geistreicher und verständiger Mann; ihn wollt' ich, wenn die Priester ihn eben so finden, zum Oberhirten ernennen." Alle stimmten dem Vorschlage des Kaisers mit Freuden bey: und Gunthar ward zum Bischof ernannt, und vom päbstlichen Stuhle bestättigt.

Mit aller Sorgfalt, mit apostolischem Eifer führte nun Bischof Gunthar sein erhabenes Kirchenamt. Doch sechs Monate nur waren ihm hierzu vom Himmel bestimmt. Eine schwere Krankheit warf ihn auf's La-

ger; bald fühlte er, seinem Ende nahe zu seyn. Bey der ersten, aber auch letzten Erholung bestreute er selbst den Ort, wo er sterben wollte, mit Asche, bezeichnete sie mit einem Kreuze, und legte sich darauf nieder.

Gunthar bethete in dieser Lage mit dem frommen Job: „Mein Ohr hat dich gehört, „mein Gott! nun aber sieht dich mein „Auge: daher straf ich mich selbst, und thue „Busse in Staub und Asche." So fuhr er fort in demüthigem Bekenntniß, und Thränen-Ergusse, bis an das Ende seines Lebens.

So ward an Gunthar erfüllt, was ihm sein Vorfahrer, der im Leben ihm ähnlich war, vorgesagt hatte. — Du, lieber Bruder! wirst nach mir diese Kirche regieren, doch aber nur auf kurze Zeit, weil dich der Herr in seiner Barmherzigkeit früher krönen und belohnen will." Und dieß war, und blieb dann auch des tugendhaften Mannes einziger Wunsch, sein höchstes Verlangen!

Richardis,
Ulrichs von Ebersberg Gemahlinn.
1013.

Richardis, eine herzogliche Prinzessinn aus Kärnthen, hatte sich Ulrich, Graf und

Herr zu Ebersberg zur Gemahlinn erwählt. Diese edle Frau war die Güte, Sanftmuth und Frömmigkeit selbst. Ihr Leben theilte sich in Gebeth, und wohlthätige Handlungen gegen Bedrängte, und Nothleidende aller Art, gegen Kirchen, Klöster und geistliche Personen.

So verflossen mehr als sechzig Jahre, reich an Werken der Liebe, und wahrer Gottseligkeit: als der Wunsch in ihr rege ward, vom Schlosse Imhofen, wo sie mit ihrem Gemahl bisher gewohnt hatte, mit ihm nach Ebersberg zu reisen. Daselbst verlohr sich Richardis eines Tages in tiefes schwermüthiges Nachdenken, fand sich aber plötzlich auf eine Art getröstet, und erheitert, daß sie mit Entzücken ihr nahes Ende vorher sagte.

In Bälde stellten sich auch die Vorbothen desselben ein; denn Richardis erkrankte schwer, und fühlte, daß sie von diesem Lager nicht mehr sich erheben würde. Mit Einverständniß ihres Gemahls stiftete sie eine ewig reiche Spende, und ging in's bessere Leben hinüber, den 22. April des Jahres 1013, unvergeßlich allen jenen, welche Tugend, und Wohlthätigkeit zu schätzen gewohnt sind.

Ulrich,

Graf von Ebersberg.

1029.

Graf Sighart von der Sempt, den Kaiser Arnulf in einer Urkunde vom Jahre 888 seinen nächstgebornen Freund nannte, hat um das Jahr 878 auf jener Höhe, worauf Ebersberg liegt, einen Eber von seltener Größe erlegt, daselbst ein Schloß mit einer Kapelle erbaut, und dem neuen Orte den Nahmen von jener Begebenheit geschöpft. Er blieb im Felde gegen die Ungarn im Jahre 907.

Graf Rathold, sein Sohn berief 911 die regulirten Augustiner Chorherren nach Ebersberg, wo er ihnen eine Wohnung einräumte. Sigharts Enkel, Eberhard I., Adalbero, und ihre Schwester Wilbirg begannen den ersten Kirch- und Klosterbau 928, der nach sechs Jahren vollendet da stand. Die Chorherren hatten 79 Jahre da gewohnt, als sie Graf Ulrich, Adalbero's Sohn, nach ihrem Verlangen entließ, an deren Stelle Benediktiner einsetzte, und den ersten Abt aus dem Kloster St. Ulrich und Afra von Augsburg hierher berief, im J. 990.

Graf Ulrich hatte Söhne und Töchter, die anständig vermählt wurden, und ihn hoffen ließen, seinen Nahmen und Stamm verewigt zu sehen. Allein sie blieben ohne Erben, was den Vater nicht wenig betrübte; nur Hademunda, seine Enkelinn, war es, deren unschuldiges Lächeln einiges Licht in die Dunkelheit der Zukunft goß, in welche Großvater Ulrich so manches Mahl tief nachdenkend und traurig gestimmt sich verlohr.

Er schrieb das unangenehme Geschick den Fügungen des Himmels zu, und beschloß, gänzlich der Tugend zu leben, und Wohlthätigkeit gegen Arme in vollem Maße zu üben. Aber nicht nur dieß, noch ungleich mehr wollte Graf Ulrich in Ausführung bringen: Nach dem Beyspiel seiner verstorbenen Schwester nahm er sich vor, wenn je seine liebe Gemahlinn Richardis früher hinüber gehen sollte in's bessere Leben, in's heilige Land zu reisen, und dort die übrigen Tage für Werke der Gottseligkeit zu verwenden.

Adalgero, ein frommer Mann, widerrieth das gewagte und bedenkliche Unternehmen. Es würde, sprach er, dem Himmel angenehmer, und nützlicher seyn, wenn er sein Vermögen behalten, und aus diesem viele Jahre hindurch die Nothleidenden unterstützen,

als wenn er alles auf ein Mahl hingeben, und sich außer Stand setzen würde, künftig fremde Armseligkeiten zu mildern, und die so nothwendige Barmherzigkeit in tausend Fällen auszuüben.

Graf Ulrich verlor seine Gemahlinn, die tugendhafte Richardis; — und nimmermehr konnte man ihn bewegen, die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten, z. B. Tafelfreuden, Jagd und Vogelfang, und was sonst Rittersitte war, zu genießen; vielmehr fand derselbe nur in Uebertragung der Widerwärtigkeiten, und beschwerlichen Zufälle Freude, und Trost. Seinen Söhnen legte er unter andern Ermahnungen vorzüglich an's Herz, ihre Mutter nimmermehr zu vergessen, an sie, und ihn, wenn er ihr werde nachgefolgt seyn, im Gebethe zu denken, alles, was beyde gestiftet, an Allmosen und Spenden getreu zu entrichten, unausgesetzt dahin zu trachten, wie sie nach Gottes Wohlgefallen handeln und leben möchten; indem hierinn allein der gute Nahme bestehe, und außer diesem aller Welt äußerliche Achtung nicht den mindesten Nutzen bringe. Uebrigens trug er ihnen auf, dem Kaiser allzeit getreu zu seyn, ihn aber nie auf ihre Schlösser einzuladen, wenn ihnen je die Erhaltung ihres Standes am Herzen liege.

Nach dem Eintritte des Jahres 1029 wendete sich der fromme Herr eines Tages, als er eben in einem Gespräche mit den Seinigen begriffen war, plötzlich nach der Kirche und dem Altar des heil. Sebastians, und dankte Gott mit gebogenen Knien, daß seine Bitte, viele und vor der Welt groß angesehene Nachkommen zu haben, obschon er dieses heftig gewunschen habe, nicht erhöret worden. „Die Welt, fuhr er fort, ist so schlimm und verdorben, wird es auch in Zukunft vielleicht noch mehr seyn, daß es kaum möglich seyn werde, etwas mit Ehren zu haben und zu behaupten; sondern wer nicht alles verlieren will, beynahe gezwungen seyn wird, mit Ränken allerley Art, und mit Uebervortheilungen Andern zu begegnen; indem nicht so sehr die Gesetze, und alten löblichen Gebräuche, sondern eines jeden Unvernünftigen hartnäckiges Belieben die Herrschaft behaupten wird."

Da sein Ende bevorstand, erhielt er einen angenehmen Besuch von Guntherus, dem vierten und letzten Probste der ehemaligen Chorherren zu Ebersberg. Dieser fromme Greis kam aus seiner Einöde, wo er jetzt in strenger Tugend lebte, und erinnerte den Grafen, daß es Zeit sey, die Angelegenhei-

ten seines Hauses in gänzliche Ordnung zu bringen. Und letzterer schritt ohne Verzug zu diesem Geschäfte. Adalbero III. dem ältesten Sohne wurden die Schlösser Ebersberg und Altheim mit der Verbindlichkeit zugedacht, alle seine und der verstorbenen Gemahlinn Stiftungen und Vermächtnisse sowohl zum Gotteshaus St. Sebastian und dem Kloster, als auch zum Besten der Armen jederzeit genau zu erfüllen, und zu entrichten.

Ulrichs Alter von beynahe achzig Jahren, und Unpäßlichkeiten warfen ihn auf das Krankenlager, das er nicht wieder verließ. Er nahm Abschied von den Seinigen, und entschlief mit Ergebenheit, und jener Beruhigung, welche nur die Tugend im Tode gewährt. Man setzte ihn neben seiner Gemahlinn Richardis in Mitte der Kirche St. Sebastian bey. Der hohe, von kunstreichen Händen schön gearbeitete, Sarkophag ist aber nach der Zeit in einer Kapelle auf der Evangelien-Seite des Chores aufgestellt worden, wo er jetzt und immer an die beyden eben so tugendhaften, als erhabenen Personen mit Erregung eines schwermüthig süssen Gefühls lebhaft erinnert.

Hademunda von Ebersberg.

1029.

Des so eben gepriesenen Grafen Ulrichs von Ebersberg Schwester, Hademunda, war Marquards des Jüngern, Herzogs in Kärnthen Gemahlinn. Aber frühzeitig, in der Blüthe männlicher Jahre, nahm ihn der Tod von ihrer Seite; und Hademunda ergab sich mit frommen Sinn den Fügungen des Himmels, nur bedacht, wie sie dieselben ganz allein zum Besten ihres innern Lebens benützen könnte.

Die geistreiche Frau ergriff die schöne Gelegenheit, ihr wahres und höchstes Glück zu begründen. Nichts, was vergänglich und irdisch war, konnte sie zurückhalten: Alles verließ die begeisterte Wittwe mit männlicher Entschlossenheit. Das von ihren Aeltern ererbte Gut theilte sie unter die Armen aus, und zog als eine Pilgerinn nach Jerusalem, endete daselbst ihr sterbliches Leben, und fieng das bessere immerwährende an; denn sie starb im allgemeinen Rufe der Heiligkeit.

Graf Ulrich, der Bruder, von ihrem Beyspiele entzündet, wollte ihr, wie wir vernahmen, nachfolgen: aber vernünftige Rathgeber erachteten nicht, daß ihm ein gleiches Unternehmen zum Heil und zur Aufnahme in der Tugend gereichen würde. Die göttliche Weisheit leitet ihre treuen Diener nicht auf einer, sondern auf verschiedenen Wegen in's ewige Vaterland, und ist mit Vielen zufrieden, wenn sie ihre, gleichfalls heiligen, Begierden in das Werk zu setzen nicht immer vermögen.

Kunissa,

zweyte Stifterinn des Gotteshauses Diessen.

1020.

Kunissa, oder Kunegunda, Kaisers Otto des Großen Enkelinn, ward von ihren Aeltern, die zu Oeningen am Bodensee wohnten, an Friedrich den zweyten, Grafen zu Andechs vermählt. Dieser zog nach dem heiligen Lande, und endete sein Leben daselbst. Kunissa, die junge Witwe, weit entfernt, neue Hoffnungen zu achten, fühlte inniges

Vergnügen, sich wieder frey zu wissen, und Niemand verbunden zu seyn. Ihr eigenes Gut der Religion zu widmen, war ihr Entschluß; nur das Nöthige zum Unterhalt des Lebens behielt sie zurück.

So erhob sich, zur Zeit der Regierung Kaisers Heinrich des Heiligen, an dem Flecken Diessen das Gotteshaus St. Stephan mit einem Kloster für regulirte Chorherren nach Augustins Regel, auf Kunissens Geheiß und Rechnung.

In diesem Gotteshause ließ die Stifterinn gegen Niedergang der Sonne eine kleine Zelle auf einem Gewölbe für sich errichten, um daselbst dem Gottesdienste beyzuwohnen, und sich der Andacht ganz ungestört überlassen zu können.

So oft nun die Chorherren am frühesten Morgen die Matutin-Psalmen absangen: da kam auch schon die fromme Kunissa, von ihrem ober dem Walde entlegenen Schlosse, Wengau, in Begleitung einer einzigen Magd zur Kirche herab, um dem Herren der Schöpfung neuerdings zu huldigen, und den erwachenden Tag zu weihen.

Auf diesem Gange hatte sie ein Mahl von der Umzäunung eines fremden Grund-

stückes einen Stock hinweg genommen, um von diesem unterstützt leichter durch den Koth an Ort und Stelle zu gelangen. Schon nahe dem Gotteshause kam ihr in den Sinn, fremdes Gut müsse zuvor an seinen Ort zurück gestellt werden, und sie that dieses, ehe sie die Kirche betrat: so zart war ihr Gewissen.

Als nun die fromme Kunissa ihr ganzes Leben in beständiger Andacht, Gebeth und Liebeswerken zugebracht hatte, fand sie nach ihrem tödtlichen Hintritt ihre Ruhestätte in genannter St. Stephans Kirche; und ward mit jenem Denkstein bedeckt, dessen Inschrift sie im Leben fast ganz selbst verfaßt, und hiefür bestimmt hatte. Sie lautet ganz einfach, ohne Prunk, und Titel-Schmuck, wie folgt:

Kunizza ein Sünderinn, Frau dises Orths, hat dises Gottshauß gestüfftet, und ihr Leben geendet den sechsten Mertzen, im Jahr Tausend und zwainzig."

Nach vierhundert sechs und sechzig Jahren, als die Mauern baufällig geworden, hat der Probst Johannes Schön die alte Kirche niederlegen, und eine neue vom Grund aufbauen lassen; die Gebeine aber der ehr-

würdigen Kunissa, mit jenen der Grafen Otto und Luithold von Wolfratshausen, bey dem Altare der seligsten Jungfrau beerdigt, und den Stein, welchem jene Schrift eingehauen ist, an der Mauer zur linken Seite des Gewölbes befestigen lassen.

Agnes,

kaiserliche Witwe,

Herzoginn von Baiern.

1077

Agnes von Poitou, Herzogs Wilhelm von Aquitanien Tochter, hatte sich Heinrich III. römisch-deutscher Kaiser zur zweyten Gemahlinn erwählt. Sie ward ihm zu Ingelheim 1043 angetraut, nachher in Mainz zur Königinn Deutschlands gekrönt, als Kaiserinn 1046 zu Rom. Zwey Prinzen und vier Prinzessinnen waren die Früchte einer Ehe, die an sich so beglückt war. Allein im Buche des Schicksals standen Ereignisse geschrieben, die nichts weniger als erfreulich werden sollten.

Dazu legte der Kaiser selbst den ersten Grund, indem er jede Herrlichkeit auf sein Haus vererben wollte. In dieser Absicht ernannte er 1053 bey der Entsetzung Konrads I. seinen Sohn Heinrich, ein Kind von drey Jahren, zum Herzog in Baiern, und den Bischof Gebhard von Eichstätt zu dessen Vormund, und Landesverweser.

Die baierische Nation, welche den Grafen Otto II. von Scheyern zu ihrem Anführer hatte, äußerte laut ihr Mißvergnügen, und wollte sich, gegen ihr altes Wahlrecht, ein Kind zu ihrem Oberherrn nicht aufdringen lassen. Aber die Gegenwart des Kaisers in Regensburg, und seine Uebermacht erstickte den Aufstand in der ersten Gährung.

Vielmehr ging derselbe noch weiter. Die Wahlfürsten des Reiches bewog er, daß sie diesen noch unmündigen Prinzen schon jetzt zum Thronfolger erwählten, und 1054 in Achen zum König krönen ließen. Das Herzogthum erhielt ein jüngeres Kind, Konrad, welches noch kaum den Windeln entwachsen war.

Heinrich III. ging schon im J. 1056 mit Tod ab; und ihm folgte in eben dem Jahre noch Konrad dieser jüngere Prinz in die

Gruft. Die kaiserliche Witwe Agnes, an dem Schmerzen zweyfacher Wunden leidend, übernahm die Vormundschaft des königlichen Sohnes, und die Pflegschaft des Reiches. Das Herzogthum Baiern verwaltete sie, wie eigenes Hausgut, indem sie gesegneten Leibes sich glaubte.

Agnes zeigte sich in der Reichsverwaltung, und Bevormundung ihres Sohnes als eine verständige, geistreiche Frau, welche den Prinzen mit aller Sorgfalt zur Rechtschaffenheit erzog. Die verständige Herrschaft dieser edeln Fürstinn, und ihre Erziehungsart wird allenthalben gerühmt: aber sie selbst erlag unter der Bürde derselben; denn was sie in löblicher Absicht gestiftet, brachte oft, verkehrt durch die Macht der Umstände, Verderben.

Zur Befestigung des Friedens der Ungarn mit Baiern hatte sie ihre eigene Tochter Sophie, an Salomon, den Sohn des Königs Andreas vermählt. Allein Bela, des Andreas Bruder, trachtete ihm nach Kron' und Leben: alle Ungarn waren mit Bela. Denn die Verfassung dieses Volkes hatte noch keine Festigkeit, und ward abwechselnd durch die Eifersucht der Könige und der Stände zerrissen: Andreas mußte

sich mit den Kindern und Schätzen seines Hauses nach Medlich in die ostbaierische Markgrafschaft flüchten. Hier erwartete er Beystand von Agnesen, welche dazu die Baiern und Böhmen aufboth. Mit jenen, die zuerst streitfertig ankamen, eilte Andreas, ohne den Nachzug abzuwarten, allzurasch an die Theiß, wo Bela und die abgefallenen Ungarn seiner harrten. Die Baiern erfochten im Anfang einen großen Sieg; wurden aber von den Ungarn, die nun von allen Seiten her dem Bela zuströmten, vom größern Theile der nachziehenden Armee abgeschnitten, und endlich geschlagen. Mancher edle Ritter blieb auf der Wahlstadt, und König Andreas selbst ward auf der Flucht ereilt, und umgebracht. Markgraf Wilhelm und Graf Bodo mußten nach heldenmüthiger Gegenwehre, die vom Feinde selbst ist bewundert und belohnt worden, aus Hunger sich ergeben:

Dieß Unglück beugte Agnesen tief, und bewog sie, in solch-mißlichen Verhältnissen die Regierung von Baiern niederzulegen. Noch im nämlichen Jahre 1061 schritt sie zur Ausführung dieses Entschlusses. Sie wählte mit gutem Bedacht für Baiern, doch in irriger Hoffnung, zugleich eine mächtige Stütze,

und tapfern Beystand in der vormundschaftlichen Regierung des Reiches zu finden, — den Grafen Otto von Nordheim aus Sachsen zum Herzog in Baiern.

Dieser, zwar in Kriegs- und Friedens-Sachen erfahrne, aber auch bis zur Unruhe thätige, und arglistige Herr überzeugte Agnesen, durch Mißbrauch ihrer Gnade, sehr bald, daß sie getäuscht sey.

Durch allzugroßes Vertrauen, welches die Kaiserinn dem Bischof Heinrich zu Augsburg geschenkt hatte, waren die Reichsstände besonders Bischöfe, und die Sachsen in so hohes Mißvergnügen gesetzt, daß sie, ohnehin ungern einer Frau gehorchend, Agnesen die Vormundschaft des jungen Königs zu entreißen sich bestrebten.

Es begab sich, daß die Kaiserinn mit ihrem Sohne eines Tages aus den Niederlanden, am Rhein aufwärts reisend, bey Kaiserswerth ankam. Da traten ihr Hanno, der Erzbischof von Kölln, Markgraf Eckbert von Sachsen, auch Otto, der neue Herzog von Baiern entgegen, sie zu begrüßen. Diese luden den jungen König ein, auf St. Suidberts Eiland am Rhein ein frohes Mahl zu nehmen. Nach der Tafel bathen sie ihn,

das Schifflein des Erzbischofes zu besteigen, welches zierlich gebaut, und von bunten Wimpeln umflattert war. Auf demselben entführten sie ihn nach Kölln.

Neben dem Erzbischof zu Mainz, und dem Grafen Ekbert zu Braunschweig hat der undankbare Herzog Otto II. seiner Gutthäterinn diesen Streich gespielt, um hierdurch an die Spitze der Reichsgeschäfte sich zu schwingen, von welchen der Bischof zu Augsburg und der Kanzler Gilbert entsetzt wurden.

Entrüstet, und betäubt vom heftigsten Schmerz, sich den Sohn entrissen, und einem ungewissen Schicksal überliefert zu sehen,— faßte die tiefgekränkte Mutter, und Regentinn, den heldenmüthigen Entschluß, Allem zu entsagen, keine Unruhe durch Gegenunternehmungen zu veranlassen, und mit Resignation ihrer Gerechtsame in die Hände der Fürsehung sich zu entfernen. Agnes blieb groß im Unglück;— sie begab sich ohne Verzug in die Einsamkeit von Frutchaire, des Klosters bey Turin, und in der Folge nach Rom.

Der geraubte Prinz, welchem mit der Absicht, ihm als deutschen König die gebührende Freyheit zu verschaffen, geschmeichelt, und so die neue Lage bald angenehm ge-

macht ward, — gerieth hierdurch auf Abwege, die ihn zu lebenslänglichem Unglück, zu steter Verfolgung und Unruhe führten. Seine Erziehung und die Verwaltung des Reiches war in den Händen der Bischöfe, vorzüglich der Erzbischöfe von Mainz und Kölln, welche den Erzbischof Albrecht von Bremen beyzogen.

Dieser letztere kam oft mit dem jungen König zu sprechen, und verband sich durch einschmeichelnde Nachgiebigkeit denselben bald so weit, daß dieser ihn zu seinem Liebling erwählte. Dazu gesellte sich ein sicherer Graf Wernher, ein junger Mensch von kühnem Naturell und frecher Lebensart. Diese beyde regierten anstatt des Königs, und beherrschten ihn. Unter solcher Anführung ward Heinrich IV. schon in seinem fünfzehnten Jahr wehrhaft gemacht, und gerieth in ein heilloses Leben.

Davon war er nachhin nicht mehr zurückzubringen, wenn er gleich genöthiget wurde, im J. 1067 seine Vermählung mit der schon in der Kindheit angelobten Prinzessinn Bertha zu vollziehen, und den Erzbischof Albrecht auf ein Paar Jahre von sich zu lassen.

„Es wurden von jenen Lieblingen auf sein Ansehen hin Bisthümer und Abteyen,

geistliche und weltliche Würden und Aemter verkauft; die Aebte, wie königliche Verwalter, nach Willkühr behandelt, Klostergüter hinweggenommen, und an Günstlinge verschleudert, das übrige Vermögen derselben durch vervielfältigte Erpressung königlicher Dienste erschöpft. Die unverschämte Keckheit nahm zu, und ging so weit, daß sie die Klöster selbst angriffen, und sie, wie Provinzen, unter sich vertheilten. Dazu gab der bereits verdorbene König, wie man's ihm vorsagte, zu Allem seine jugendliche Einwilligung." So schildert im Wesentlichen Lambert von Aschaffenburg das Unwesen der ersten Regierungs-Jahre König Heinrichs IV.

Die traurigen Folgen waren bürgerliche Kriege, Empörungen der Sachsen, heftige Klagen vieler Prälaten dieser Nation gegen Heinrich am päbstlichen Stuhle, wo der feurige Gregor VII. gegen die Simonie strenge Verordnungen erließ, den König nach Rom zitirte, auf Nichterscheinen mit dem Bann belegte, und erst nach der bekannten, im Schlosse Canossa in Italien zugefügten harten Demüthigung unter eben so harten Bedingungen Aussöhnung versprach.

Solche Verhältnisse, Verfolgung, und Unglück eines vielseitig-beschuldigten Sohnes

mußten einer erhaben gesinnten, und edel denkenden Mutter, wie Agnes war, das Herz durchbohren. Mehr als einmahl bemühte sie als Mittlerinn sich, Pabst und Kaiser zu versöhnen, und that, was in solcher Lage ihre Helden-Tugend nur immer vermochte. — Doch ihre Leiden wollte der Himmel endigen: Die Empörung des Enkels gegen den Vater, dessen Absetzung und trauriges Ende sollte sie nicht mehr erleben. Agnes ging zu Rom im J. 1077 den 14. Dezember zu den Seligen über.

Gisela,

Baierische Prinzessinn,

Königinn von Ungarn.

1094.

Gisela, Heinrichs II., Herzogs in Baiern ältere Tochter, hatte mit ihren Brüdern, und einer Schwester Brigitta, den heiligen Wolfgang, Bischof von Regensburg zum Sitten- und Religionslehrer. Es ist in der Lebens-Beschreibung dieses geistreichen und weisen Mannes erzählt worden, daß ihm die

Gabe eines angenehmen Lehr-Vortrages, und einer zum Herzen dringenden Weise, die Gemüther zu gewinnen, und zu bilden, eigen gewesen. Außerdem leitete ihn seine Freundlichkeit auf manchen artigen Scherz. So pflegte er den ältern Sohn, Heinrich einen König, den jüngern, Bruno, einen Bischof, die Prinzessinn Gisela, eine Königinn, Brigitta aber die jüngere Tochter eine Abtissinn zu nennen. Die Zeit machte auch wirklich aus dem Scherze Ernst. Heinrich ward deutscher König, dann römischer Kaiser, Bruno Bischof zu Augsburg, Gisela Königinn von Ungarn, Brigitta Abtissinn zu Regensburg.

Jener Prinz, Heinrich, war im Jahre 995 zum Antritt des Herzogthums Baiern gelangt. Wenige Jahre nachher bewarb sich der heidnische Herzog Waic von Ungarn um die Hand seiner Schwester Gisela. Diese und der Herzog ihr Bruder gaben dem Brautwerber die Zusage mit der Bedingung, wenn er den christlichen Glauben annehmen, und ihn durch ganz Ungarn verbreiten wollte.

Der Herzog ließ sich taufen, erhielt den Nahmen Stephan, schaffte den Götzendienst ab, und theilte das Land in zehn Kirchensprengel ein. Als seine Gesandtschaft in

Rom ankam, um die Bestättigung des Pabstes zu erhalten, war der eben, noch als Herzog von Baiern, mit dem Kaiser gegenwärtige Heinrich der erste, welcher die Bitte unterstützte, obschon die Gränzen der Dioces Passau, mithin auch der baierischen Kirche, geschmälert wurden. Der Pabst Sylvester genehmigte Alles, legte dem Herzoge Stephan von Ungarn den Titel eines Königs und Apostels der Ungarn bey, und schickte ihm eine Krone.

Heinrich kam nach Regensburg zurück, und machte Anstalt zur Vermählung seiner Schwester, die auch bald nachher (im J. 1001) und zwar nach einer überlieferten Sage, in der alten Schloßkapelle der Pfalzgrafen zu Scheyern (die an dortige Kloster-Kirche stoßt) vollzogen worden.

Dieser baierischen Prinzessinn hat demnach die ungarische Nation die Einführnng und Herstellung des Christenthums zu danken. Die tugendhafte Gisela ließ es als Königinn dabey allein nicht bewenden. Sie leuchtete mit ihrem Gemahl den Völkern Ungarns mit den schönsten Beyspielen der Tugend, Gottesfurcht, und des Eifers in Beförderung des Kirchendienstes vor. Ein großer Theil der Einkünfte des Reiches ward

zur Erbauung der Gotteshäuser, ihrer Dotation, Einrichtung und Verzierung verwendet, so daß die Geschichtschreiber gestehen, man habe dießfalls keineswegs Alles zählen, und genüglich schätzen können.

Mit dieser Freygebigkeit für den göttlichen Dienst verband die Königinn die zärtlichste Sorgfalt für Arme, und Nothleidende, die mit Dank und Freude erkannten, daß sie eine wahre Mutter an der mildthätigen Königinn Gisela hatten.

Lange fühlte sich die erhabene Fürstinn glücklich im Genusse ehelicher Eintracht sowohl, als in der Ausübung jeder Tugend. Aber nach einiger Zeit traten Verhältnisse ein, die, je länger, desto mehr ihre Standhaftigkeit prüften. Der Königinn Bruder, Kaiser Heinrich II. war im Jahre 1024, auch der, von ihm eingesetzte, Herzog in Baiern, Heinrich IV., im J. 1026 ohne männlichen Erben mit Tod abgegangen. Eine ungarische Gesandtschaft erschien, und nahm das Herzogthum Baiern für den Prinzen Emmerich, des Königs Stephan und der Gisela Sohn, aus einem Erbrecht, unter Androhung kriegerischer Maßregeln, in Anspruch. Allein Kaiser Konrad II. und die baierischen Stände

nahmen hierauf keine Rücksicht, und handelten frey nach ihrem Gefallen.

Beyde Nationen geriethen so in neue Mißhelligkeiten, die weit aussehende üble Folgen hatten; und der Königinn that es wehe, ihr Vaterland Baiern neuerdings von Ungarns wilden Schaaren bedroht zu sehen. Aber dießmahl kamen die Deutschen zuvor.

Entweder jene hervorgesuchten Ansprüche der Ungarn auf das Herzogthum Baiern, oder die Forderungen der Baiern in Bezug auf ihre alten Gränzen gegen Pannonien veranlaßten den Kaiser, mit einer Armee über den Kalenberg hinab gegen die Ungarn loszubrechen, und bis an die Rab vorzudringen. König Stephan beugte dem Ungewitter noch glücklich vor, indem er eine Gesandtschaft an Herzog Heinrich V. nach Baiern schickte, und einen Friedenschluß bewirkte im J. 1030.

Die Ruhe war jetzt wieder hergestellt, aber nur auf einige Jahre. Denn Gisela, die gute Königinn, verlohr ihren geliebten Gemahl, den heiligen Stephan, den 15. August 1038. Sie beförderte dessen Schwestersohn, Peter, großmüthig auf den Thron, und ward für diesen Freundschafts-Dienst

schlecht belohnt. — Der undankbare Peter, nun König von Ungarn, beraubte die Königinn Gisela ihrer Schätze, und nahm sie gefangen. Unter dem Vorwande, eine unter der vorigen Regierung erlittene Streiferey zu rächen, fiel er in Baiern ein, und kehrte mit einer großen Beute und vielen Gefangenen in sein Reich zurück. Beydes geschah im Jahre 1039.

Peters Undank und Gewaltthätigkeit ward bald bestraft. Aus Ungarn verjagt, mußte er bey jenen Schutz erflehen, die er kurz vorher beleidigt hatte. Der deutsche König Heinrich III. hatte eben die Böhmen zur Unterwerfung gezwungen; als ihm zu Regensburg, wo die Huldigung vorging, der flüchtige Peter von dessen Schwager Markgraf Albrecht von Oesterreich vorgestellt ward, im J. 1041. Er suchte und erhielt auch unter der Bedingniß, ein deutscher Vasall zu werden, Gnade und Schutz gegen seine Unterthanen, die einen Samuel Aba, Schwager des verstorbenen Königs Stephan, zum König aufgeworfen hatten.

Nun begann ein dreyjähriger Krieg. Der genannte Samuel Aba brach im Winter 1042 plötzlich mit zwey Heeren an beyden Ufern der Donau in Baiern bis Thuln, und

mit dem dritten in Kärnthen ein. Alle drey wurden geschlagen: beyde erstere von den Baiern unter den Markgrafen Adelbert und Leopold, das dritte von Markgraf Gottfried bey Pütten. Ueberdieß zog König Heinrich III. mit den Baiern und Böhmen nach Ungarn, zerstörte Haimburg und Preßburg, und drang bis an den Granfluß vor. Nach geschlossenem Waffenstillstand wurden die Truppen nach Baiern zurückgeführt.

Im folgenden Jahre (1043) eröffnete der deutsche König den zweyten Feldzug nach Ungarn. Aba mußte um Frieden bitten, und erhielt selben endlich gegen Abtretung des Bezirks zwischen dem Kalenberg und dem Leitha-Fluß, welcher heut zu Tage noch die ungarische Gränze ist.

Aba ging einer verdienten noch größern Strafe entgegen. Er war gegen die Seinigen grausam geworden; daher bathen die ungarischen Magnaten selbst den Kaiser um Hülfe gegen ihren Tirannen. Heinrich III. eröffnete den dritten Feldzug, lieferte dem Aba die Schlacht bey Rab, wo dieser am 5. Julius 1044 eine gänzliche Niederlage erlitt.

Der Kaiser setzte nun in Stuhlweissenburg den Peter als König wieder ein, be-

lehnte ihn, und beschenkte die ungarische Nation auf ihre Bitte mit den baierischen Gesetzen. — Was in dieser unruhigen schweren Zeit die tugendhafte Königinn Gisela gelitten hat, mag keine Feder beschreiben. Sie harrete in Geduld, und frommer Ergebung einer bessern Stunde.

Diese erschien endlich im Jahre 1045. Heinrich III. war nach Regensburg zurückgekehrt: aber auf Einladung des Königs Peter ging er zur Zeit des Pfingstfestes zu Wasser nach Stuhlweissenburg, und erhielt daselbst von Peter große Geschenke, welche der Monarch unter die baierisch- und böhmischen Soldaten vertheilte.

Wichtiger war dem deutschen König das Geschäft, die erhabene Gisela für immer zu beruhigen. Er führte sie mit sich zurück in ihr Vaterland, nach Baiern. Da ließ sich die Königinn-Witwe zu Passau nieder, um von Beschwerden und Drangsalen in friedlicher Stille auszuruhen.

Bald erfuhr man, welches Ende der König Peter genommen habe. Die Ungarn ermordeten ihn, und setzten Andreas auf den Thron: im J. 1046. Gisela ward auf diese Art überzeugt, welch neuen Unruhen und

Gefahren sie glücklich entzogen worden, und dankte dem Himmel für die genossene Stärkung in vielfachen Leiden, für endliche Rettung, und Ruhe, die sie nunmehr genoß.

Es fällt wirklich eben so angenehm, als seltsam auf, wenn man aus der Geschichte vernimmt, daß Gisela ihr Alter weit über 100 Jahre erstreckt, und erst im J. 1094 im Nonnenkloster Niedernburg zu Passau diese Zeitlichkeit verlassen habe. Sie war demnach durch fünfzig und sechs Jahre Witwe, von welchen sie neun und vierzig in frommer Zurückgezogenheit still und vergnügt in Ausübung angewohnter Tugenden lebte. Ihr Grabmahl ist noch zu sehen, und die Welt ehret die Gebeine dieser frommen Dulderinn als ehrwürdige Ueberreste einer Heiligen.

Wolfholdus,

ein frommer Priester zu Hohenwarth.

1100.

In der Kirche des Nonnenklosters zu Hohenwarth, (zwischen Geisenfeld und Schrobenhausen gelegen) wird von dem Volke am ersten Februar jedes Jahrs das Andenken

des seligen Wolfholdus gefeyert, der als Priester daselbst gelebt, und nahe am Gotteshause gewohnet hat. Der Ruhm eines sehr tugendhaften Wandels erhielt sich bis auf die neueste Zeit; und in's Besondere wird von ihm erzählt, nach seiner Gewohnheit habe er in jeder Nacht sein Lager verlassen, und sich zur Kirche begeben, um den Ewigen da, wo Alles ruhte, in Demuth und Fülle des Herzens anzubethen.

Nicht weit von dem Grabe der seligen Richildis in ihrer Kapelle, zur Seite an der Mauer ist ein Grabstein, unter welchem die sterblichen Ueberreste dieses frommen Priesters ruhen. Eine uralte Grabschrift meldet von ihm, er habe die Kirchen-Thore, so oft er zur nächtlichen Zeit dahin, um zu bethen, sich begeben, jedes Mahl offen gefunden; und sie hätten sich nach ihm wieder geschlossen; ein Engel hätte ihm diesen Dienst erwiesen. Wenn auch dieses nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen ist: so war seiner Frömmigkeit der, welcher ihm zu so ungewohnter Zeit die Kirche öffnete, gleichfalls ein guter und frommer Mensch; dem gottseligen Wolfhold war er ein Engel.

Für seine Frömmigkeit zeuget übrigens die immer gleiche Meinung des Volkes, dem

sein Beyspiel lebendig vorschwebet, den es als einen Freund Gottes nach Jahrhunderten noch jetzt und immer verehret.

Graf Eckard I. von Scheiern.

1101.

Ein vorzügliches Verdienst und großen Ruhm erwarb sich Eckard I. Graf von Scheiern, ein Sohn Otto's II. und der Hazacha, durch seine Tapferkeit im ersten Kreuzzuge bey der Bestürmung Jerusalems, im Jahre 1099.

Er führte des Reiches Panier, vertheidigte es noch im äußersten Gedränge auf den Mauern der Stadt, als er, von den Sarazenen mit erneuerter Wuth sich angegriffen, von den Christen aber für den Augenblick abgeschnitten sah. Zurückweichen konnte er nicht: er fechtete also mit dem Löwenmuthe der Verzweiflung; aber das Panier ward ihm entrissen. —

Dietmar, eines Mühlers Sohn aus der Gegend von Ried im heutigen Innviertel, sein

treuer Waffen-Gefährte, darum Dietmar Anhänger genannt, stürmet endlich mit ihm in die Stadt hinein. Dort im Innern wird auf's Neue geschlagen: aber es mangelt ein Signal, welches die Krieger sammeln, und ihre Streitkraft auf einen Punkt konzentriren möchte.

In dieser Noth giebt Dietmar einen klugen Einfall an. Von seinem Fuße zieht er schnell den Bundschuh ab, stecket ihn auf eine Stange, und reichet sie dem Pfalzgrafen dar, anstatt eines Paniers den Bundschuh zu gebrauchen. — Die Krieger sammeln sich unter diesem Zeichen, über die Mauern stürzen die Christen nach, und vermehren die Zahl; — geschlagen werden die Sarazenen, — Jerusalem erobert, und Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, zieht als Sieger ein; und wird zum ersten christlichen König von Jerusalem ernannt.

Würdig belohnte Pfalzgraf Eckard, und der Kaiser den braven Dietmar. Eine Wildniß bey seiner Heimath in Baiern, ward ihm zum Geschenke; er reutete sie ab, setzte den Platz in Kultur, und belebte ihn mit der Anlage des Fleckens Ried. Den Bundschuh erhielt er zum Wappen, das nachher auf den Markt überging; und sein An-

denken verewiget dessen Bildsäule auf dem Brunnen des Hauptplatzes daselbst.

Graf Eckart, nunmehr mit dem sprechenden Beynahmen Bundschuh geehrt, verließ nicht lange nachher das Zeitliche: im Jahre 1101.

Hazacha
Gräfinn von Scheyern.
1104.

Hazacha, oder Haziga, nach dem Zeugnisse des Chronisten Konrad aus dem uralten Geschlechte der Fürsten von Scheyern entsprossen, stellte sich noch edler in ihren Handlungen dar. Vorerst an Hermann Grafen von Kastel vermählt, gab sie nach dessen Tode Otto dem zweyten von Scheyern ihre Hand, dem sie drey Söhne, Otto, Bernard und Eckard gebahr.

Diese vorhandenen Erben hinderten sie gleichwohl nicht, wohlthätig zu seyn. Wie es schon in der Lebenszeit ihres ersten Gemahls geschehen war, fuhr sie auch an der Seite des andern, und später im Witwenstande fort, verschiedene Stiftungen von ih-

ren Gütern zu machen, die in Baiern in und außer dem Gebirge lagen; wie sie denn, nach dem Inhalt eines alten Stiftbuches des Klosters Scheyern, zu Pienzenau zwischen Weyarn und Miesbach Hof gehalten hat.

Auch in der innern Zell südlich von Miesbach, hatte die Gräfinn Landeigenthum, welches sie im J. 1079 zur Stiftung eines ordentlichen Klosters für Benediktiner aufopferte. Sieben Jahre lang hatten diese ihre Wohnstätte daselbst, als sich die Gräfinn entschloß, dieses Institut aus dem rauhen und wasserarmen Zell in die zwey Stunden nördlich abwärts entlegene Aue an einen fischreichen Bach zu versetzen. Zu diesem Ende brachte sie das Eigenthum des Ortes vom Bischofe Meginward zu Freising mittelst Antausch anderer Güter an sich.

Hierauf baute sie die Marienkirche 1087, und ein neues Kloster, dessen Administration der berühmte Abt Wilhelm zu Hirschau (im Herzogthum Würtemberg) übernahm. Dieser setzte 1097 seinen Mitbruder Erchinbold an seiner Statt dahin, welches die gute Folge hatte, daß die Gräfinn und ihre Prinzen durch den frommen erbaulichen Wandel dieses Vorstehers bewogen wurden, das Kloster zu vergrößern, und eine mehr geräu-

mige Kirche zu erbauen, auch zu bewirken, daß jenes zur Abtey, und Erchinbold zum Abt erhoben ward, im J. 1100.

Wer jemahls Gelegenheit, und Aufmerksamkeit genug hatte, in diesen Gebirg-Revieren den Unterschied der Sittlichkeit dieser und jener Thalbewohner, je nachdem sie Beyspiele religiöser Tugend vor sich haben, oder nicht, zu beobachten, wird das Andenken der tugendhaften Gräfinn Hazacha segnen. Ihr Hinscheiden fällt zwischen die Jahre 1103 und 1104.

Otto V.

Pfalzgraf von Scheyern-Wittelsbach.

1146.

In der Zeit jener Spaltung zwischen der römischen Kirche und dem Reiche, wo die gewöhnliche kaiserliche Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab heftig angefochten ward, hatte Heinrich der V. deutscher König im J. 1111 seinen Römerzug unternommen, sowohl, um zu Rom die Kaiserkrone aus der Hand des Pabstes zu empfangen, als auch, um den Streit über die Investituren, der

schon viel Unheil gebracht hatte, wo möglich zu beendigen.

Allein obschon bereits der Pabst und die Kardinäle einerseits, auf der andern der König mit seinen Fürsten und übrig= prächtigem Gefolge in der Kirche zur Krönungs=Feyerlichkeit versammelt waren, und vorher die Vergleichs=Instrumente gegen einander sollten ausgewechselt werden: erhob sich die Mißhelligkeit von Neuem, so daß der Pabst die Krönung nicht vornehmen wollte.

Der Kaiser forderte die Seinigen bey Seite, um sich mit ihnen zu berathen, was bey solchen Umständen zu thun wäre. Allein man konnte sich über nichts vereinigen. Der Pabst und die Kardinäle wurden hierdurch veranlaßt, öfter zu schicken, und sagen zu lassen: die Krönungs=Ceremonien dauerten ohnehin lange, man möchte sich also kurz entschließen. Endlich ward noch so viel ausgemacht, man solle den Pabst noch ein Mahl ersuchen, den Kaiser ohne weitere Bedingung zu krönen, und wenn er nicht wollte, ihn dazu zwingen. „Was braucht's viel, sagte einer der gegenwärtigen deutschen Großen öffentlich zu dem Pabst und den Kardinälen“ ihr sollet wissen, daß unser Herr der Kaiser gekrönt seyn will, wie ehe=

mahls Karl der Große, Ludwig, und die übrigen Kaiser sind gekrönt worden." Als der Pabst erwiederte, er könne es nicht, ohne daß zuvor Heinrich sein Wort erfüllt: rief Heinrich auf Anrathen seines Kanzlers Adalbert seine Leibwache herbey, und ließ den Pabst mit den Kardinälen gefangen nehmen.

Pfalzgraf Otto V. war bey diesem gewaltsamen Auftritte zwar gegenwärtig, hatte aber dazu weder mit Rath noch That geholfen. Nach zwey Monathen ward ein Vergleich geschlossen, die Gefangenschaft aufgehoben, und der Kaiser gekrönt, auch 12 Jahre nachher dem ganzen Investitur-Streit mittels eines vollkommenen Kirchen-Friedens sein Ende damit gegeben, daß der Kaiser die Investitur der Bischöfe und Prälaten wegen der Regalien und Reichslehen mit dem Scepter vornehmen möge, übrigens aber die Wahlen in Gegenwart seiner Kommissarien von den Kapiteln frey ohne Simonie solle vor sich gehen lassen, im Falle einer uneinigen oder zweifelhaften Wahl aber nach reinem Gutbefinden entscheiden möge; dieß geschah unter dem Pabste Callixt II. im J. 1122.

In der Zwischenzeit dieser Vorgänge fühlte sich Graf Otto V. innerlich angetrieben, an

den Pabst zu schreiben, und ihm seine Beängstigung zu entdecken, daß er bey jener Gefangennehmung des Pabstes Paskal II. im J. 1111 auch nur zugegen gewesen, obschon er zu jener Handlung weder mit Rath noch mit einer That mitgewirkt habe. So zart war Otto's Gewissen. — Der Pabst antwortete ihm, er sollte zur vollkommenen Beruhigung und Versöhnung ein Gotteshaus für regulirte Priester errichten; welches dann auch geschah.

Otto, der keine Nachkommenschaft hatte, entschloß sich demnach, sein ganzes Erbtheil zu einer Stiftung für regulirte Chorherrn zu verwenden, wählte dazu den Ort Undersdorf, und legte den ersten Stein im Jahre 1124 an dem Orte, wo schon vorher sein Vater Otto III. die Kapelle des heil. Nikolaus erbaut hatte. Er starb im Jahre 1146, und ward in Undersdorf begraben, wie die Inschrift des noch vorhandenen Grabsteins bezeugt; da ihn aber dieser frühere Tod überrascht hatte, als die Stiftung und Dotation noch nicht vollendet war: so übernahm es der, ihn überlebende, Pfalzgraf Otto IV., alles Uebrige in das Werk zu setzen.

Otto der Jüngere,
letzter Graf von Riedenburg.
Nach 1150.

Otto, Markgraf zu Riedenburg, Landgraf zu Stephaning, dann Burggraf zu Regensburg, und Richardis, dessen Mutter, eine geborne königliche Prinzessinn aus Ungarn, stifteten im Jahre 1143 das Kloster Walderbach am Fluße Regen, und übergaben es dem Cisterzienser-Orden. Noch lebte der heilige Bernard, da von Maulbrun (einer nachmahls bey der Reformation säkularisirten Cisterzienser-Abtey im Lande Würtemberg) die ersten Religiosen nach Walderbach berufen wurden.

Diesen ersten Mönchen gesellte sich des Stifters Sohn, Otto der jüngere zu, nachdem er Alles, was ihm von seinen Aeltern werden, und ein bequemes glanzvolles Leben versprechen konnte, großmüthig verlassen hatte. Er lebte hier als Mönch so from, und streng, daß einige schriftliche Urkunden ihn einen Heiligen nannten. Und so starb er dann auch, als Sieger über die Reitze der Sinnenwelt, als Sieger über sich selbst, nach dem Jahre 1150.

Bertha und Konrad von Biburg.

1151.

Heinrich Graf von Hilpoltstein war mit eilf Kindern gesegnet, deren zehen männlichen Geschlechts waren; die einzige Tochter nannte sich Bertha.

Nach dem Abgang der Aeltern fiel derselben und ihren zwey Brüdern Konrad und Erpo in der Erbtheilung unter andern Gütern Biburg zu.

Der heilige Otto, Bischof von Bamberg, (dessen Leben in der Legende der Heiligen in Baiern, S. 237 beschrieben worden) vom Hause Hilpoltstein schon lange geehrt, überredete die fromme Bertha, und ihren Bruder Konrad, ganz leicht, nach seinem Beyspiel ein Gotteshaus zu erbauen. Zu diesem Zwecke verwendeten sie das Gut Biburg, erbauten da ein Kloster für Benediktiner, und ein Spital zur Beherbergung armer Verlassener, und begabten reichlich die doppelte Stiftung.

Bertha, vorzüglich begeistert für das fromme Unternehmen, ihres hohen Standes,

und zarter Leibes-Beschaffenheit nicht achtend, trug mit blossen Füssen Steine und anders Material zum Baue, und zog durch ihr Beyspiel auch Andere ihres Geschlechtes zur Mithülfe herbey. So war das Gotteshaus in acht Jahren vollendet, und eingeweiht.

In gleicher Frömmigkeit, und Barmherzigkeit gegen Nothleidende brachte Bertha ihr ganzes übriges Leben zu, und ward nach ihrem Hinscheiden in der, von ihr erbauten Kirche beerdigt. — Die Schrift auf ihrem Grabstein sagt:

„In dem Jahr Christi des Erlösers Tausend ein Hundert ein und fünfzig, ist verschieden die H. Bertha, seliger Gedächtnus, Stüfterin dieses Orths.“

Otto IV. Senior, Pfalzgraf in Baiern, und Helika seine Gemahlinn.

1155.

Jenes Kloster zu Fischbachau, welches die Gräfinn Hazacha vorerst in der Zell gegründet, dann in die freundliche Aue am

Fischbach herab versetzt hatte, war bald zu engfängig geworden. Den Benediktiner-Mönchen daselbst wurden viele adeliche Jünglinge zur Erziehung anvertraut, und sie selbst vermehrten sich; der vorige Raum war nicht mehr hinreichend.

Schon im J. 1103 versetzte Pfalzgraf Otto III., mit Zuthun seines Oheims Berthold, Grafen zu Burgeck oder Burgheim, das Institut auf den St. Petersberg an der Glon bey Eisenhofen (im heutigen Landgericht Dachau) oberhalb Undersdorf, mit großen Kosten, und einer beträchtlichen neuen Vergabung an Grundstücken, da die ältern Besitzungen in und um Fischbachau dem Kloster verblieben.

Drückender Wassermangel machte auch diese Stätte bald unbrauchbar. Otto IV., Sohn Eckards I., Enkel der Hazacha, fand sich, nach dem im J. 1113 erholten Beyrathe seiner Verwandten, bewogen, selbst das eigene Stammschloß Scheyern in ein Kloster zu verwandeln, dieses den Benediktinern von Eisenhofen einzuräumen, seine Residenz aber nach der Burg Wittelsbach bey Aichach zu verlegen im Jahre 1119. So ward er der dritte Stifter des, ursprünglich in der Zelle errichteten Kloster-Instituts.

Dieß war seinem religiösen Eifer nicht genug. Obschon ihm mehrere Erben nicht ermangelten, stiftete er dennoch mit dem Bischofe Otto (dem Heiligen) von Bamberg, im J. 1121 das Kloster Ensdorf (unter Amberg), welchen Ort ihm Kaiser Heinrich IV. für geleistete treue Dienste geschenkt hatte. —

Um das Jahr Tausend ein Hundert etlich- und zwanzig unternahm Otto IV. eine Wallfahrtsreise nach Jerusalem zum heiligen Grabe, und vollendete nachher, wie schon gesagt worden, die Stiftung und Dotation des Klosters Undersdorf.

Auch seine Gemahlinn, Helika, geborne Gräfinn von Lengenfeld, stellte solch' ewige Beweise von Tugend und Frömmigkeit auf. Nach dem Hinscheiden ihres Gemahls machte sie eine besondere Stiftung für zwölf Schwestern zu Ensdorf, und noch andere milde Verordnungen, und Schenkungen an Kirchenzierden, Gefäßen, und Kostbarkeiten. Sie starb 1170, und beyde, Otto und Helika, mit den Aeltern und nächsten Anverwandten der letztern, wurden zu Ensdorf begraben, wo ihre Gebeine unter einem eigenen Grabdenkmahle in der angebauten Marien-Kapelle ruhen.

Otto der Große Bischof zu Freising.

1158.

Dieser, wegen erhabenen Tugenden, edeln Geistes-Gaben, und seltener Gelehrsamkeit berühmte Bischof, darum der Große genannt, war ein Sohn Leopolds des Heiligen, Markgrafens in Oesterreich, und Bruder der Herzoge Leopold und Heinrich X. von Baiern, des Bischofs zu Passau, nachmahligen Erzbischofs zu Salzburg, Konrad II., der Herzoginn in Polen Bertha, und der Markgräfinn Ita zu Montferat. — Diese Geburt verband ihn außerdem sehr enge mit vier Kaisern. Otto war ein Tochterkind Kaisers Heinrich des vierten, ein Schwesterkind Kaisers Heinrich des fünften; von Seite der Mutter ein Bruder Kaisers Konrad, ein Oheim Kaisers Friedrich des Rothbarts.

So beschreibet der gelehrte Domherr zu Freising, und berühmte Schriftsteller Radewich die große Verwandtschaft Otto's, den jedoch der Glanz seiner Geburt so wenig jemahls blenden konnte, daß er vielmehr schon in erster Jugend eine lebhafte Neigung nicht nur überhaupt zu allem Guten, sondern

auch besonders zu geistlichen Sachen, und schönen Wissenschaften bey jeder Gelegenheit an den Tag legte.

Sein Vater, Leopold der Heilige, war stets eifrig besorgt, den kleinen Otto bestens zu erziehen, so daß er an Tugend nicht weniger, als am edeln Herkommen Andere übertreffen möchte. Da er nun überdieß jene Neigung zum geistlichen Stande an ihm bemerkte, beschloß er, ihn zum Probst des Collegiatstifts zu Neuburg (vier Stunden ober Wien) das er gestiftet hatte, zu ernennen. Damit nun der Sohn zu diesem Amte tauglich wurde, schickte er ihn zur hohen Schule nach Paris.

Otto machte daselbst einen ausgezeichneten Fortgang, und erwarb sich großen Ruhm. Nach geendigten Schuljahren ging er mit 16 andern vortrefflichen Studenten in das burgundische Kloster Morimund, um daselbst unter der Regel des heil. Benedikt, und zwar gemäß der Cisterzienser-Reformation ein zurückgezogenes frommes Leben zu führen. In diesem Kloster nahm er an Gelehrtheit, und Gottseligkeit in dem Grade zu, daß er endlich zur abteylichen Würde erhoben worden.

Leopold der Vater, als er den Eintritt seines Sohnes in's Kloster inzwischen vernommen hatte, ging mit Bischöfen und andern geistreichen Männern zu Rathe, und verwandelte nach deren Gutachten sein weltliches Chorherren-Stift Neuburg in ein regulirtes nach den Vorschriften des heiligen Augustins.

Dem Otto war ein höherer Beruf vorgesetzt. Die bischöfliche Würde zu Freising war durch den Tod Bischofs Heinrich gegen Ende des Jahres 1137 erledigt worden. Man war genöthiget, einen Mann zu wählen, welcher die freisingische Kirche gleichsam neuerdings könnte auf und einrichten; denn sie hatte zur Zeit der so lange angehaltenen Kirchen-Spaltung, und unter der Regierung Bischofs Heinrich sehr viel gelitten. Radewich, der Alles mit eigenen Augen sah, giebt die Nachricht, es sey die Kirche zu Freising fast von allen Gütern entblößt gewesen; das Vermögen war großentheils in fremden Händen, die Gebäude halb eingefallen, das Hauswesen geschwächt; etliche Klöster in dem Bisthum waren ohne Obsorge. Es war also ein Bischof erforderlich, welcher die gesammte Geistlichkeit besser besorgen, dieselbe in ihre, bis dahin gekränkte, Freyheit wie-

der einsetzen, die Güter zurückbringen, und die Gebäude wieder herstellen könnte, und würde.

Bey der Berathung kam endlich Otto, Abt von Morimund in Vorschlag, an welchem alles sich fand, was man suchte. Er ward also noch im genannten Jahre zum Bischof erwählt; da er aber, wie Arenbeck versichert, dieser Wahl nicht wenig widersprach: trat er das Bisthum erst im folgenden Jahre 1138 an, und ward nachmahls einer der berühmtesten Männer seiner Zeit.

An Otto mußte man bald erkennen, daß er ein wahrhafter Bischof, und ein zweyter Stifter des Bisthums Freising seyn würde. Gleich im Anfang seiner Regierung drang er mit allem Ernste auf Wiedereinführung guter Sitten, und Herstellung des religiösen Lebens in den Klöstern, die seit den Zeiten der ungarischen Einfälle zerstört, oder verödet, sekularisirt, und theils von wenigen Weltpriestern bewohnt waren.

Dem Kloster Weihenstephan gab er einen Abt, in der Person Sigimars, eines vortrefflichen Mannes. In das alte verödete Kloster Schefftlarn führte er 1140 die Prämonstratenser, oder Norbertiner ein, erbaute im näm-

lichen Jahre das Kloster Neustift bey Freising, dotirte es mit Hülfe des Domkapitels, und anderer Wohlthäter, stellte die alten Klöster Schlechdorf und Schliersee für regulirte Chorherren wieder her, und ernannte den Probst des Klosters Raitenbuch mit dessen Nachfolgern zum Erzdiakon.. Ueberall wirkte er, so viel er nur immer konnte, Gutes, und strebte mit allen Kräften dahin, reine Sittlichkeit und religiöse Tugend zu verbreiten, und durch treffliche Beyspiele zu befestigen.

Auch in den unruhigsten Zeiten reisete Otto im bischöflichen Bezirke umher, Kirchen und Altäre zu weihen, und bey solchen Gelegenheiten vom Zustande der Dinge Kenntniß zu nehmen, Geistlichkeit und Volk zur Tugend und sittlichen Ordnung zu ermuntern.

Klug war sein Benehmen in Zwistigkeiten der Großen, friedlich suchte er diesen oder jenen Streit beyzulegen. Mit männlicher Festigkeit bewahrte er die Rechte und Güter der Kirchen, bewirkte kaiserliche Bestättigungs-Briefe für dieselben, und widerstand mit siegender Kraft den Gewalt-Thätigkeiten der Schirm-Vögte, welche, anstatt für den Genuß der ihnen angewiesenen Vogtey-Renten die Kirchen zu schützen, sich überall mit uner-

Bayerische Staatsbibliothek München

sättlichem Geitze an ihren Gütern und Rechten vergriffen.

Im Jahre 1147 begleitete Bischof Otto den Kaiser Konrad auf seinem Kriegszuge nach Palästina, und Jerusalem, theilte alle Gefahren und Mühseligkeiten mit dem Monarchen, und kam unter großen Beschwerden an seiner Seite über das Meer nach Deutschland mit der traurigen Ueberzeugung zurück, daß die Untreue der griechischen Christen, und Mangel an Eintracht unter den Oberhäuptern der deutschen Armee die Schuld trugen, wenn diese ihre einzelnen Siege nicht benützen, und fortsetzen, und die Sarazenen nicht gänzlich überwältigen konnte.

Nach seiner Rückkehr ward ihm berichtet, daß in dem Kloster Tegernsee einige Mißbräuche herrschten. Diese abzustellen bestrebte sich Otto mit allem Eifer, so wie schon zuvor in einer Kirchenversammlung der baierischen Bischöfe eine Reformation der gesammten Geistlichkeit beschlossen worden. Der Abt Konrad both die Hand zur kräftigen Mitwirkung: aber die adelichen Ministerialen des Klosters widersetzten sich mit Hartnäckigkeit der Verordnung des Bischofs, der sein Unternehmen nicht aufgab, sondern mittelst Be-

richt an den Pabst durchzusetzen sich veranlaßt und verpflichtet fand.

Im J. 1155 war König Friedrich I. in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Dieser Monarch setzte ein besonderes Vertrauen in Bischof Otto, und übertrug ihm nicht nur die Vermittlung zwischen Heinrich Jasomirgott und Heinrich dem Löwen wegen dem Besitze des Herzogthums Baiern, sondern zog ihn, als den gelehrtesten, auch über einen Brief des Pabstes Hadrian zu Rath, worin dieser den aufgebrachten Kaiser wegen des, früher in Bezug auf die Kaiserkrönung gebrauchten, Ausdrucks Beneficium (Gutthat, oder auch Lehen) zu besänftigen bemüht war. Otto legte das Wort so aus, daß der Kaiser besänftigt ward, und die päbstlichen Gesandten mit königlichen Geschenken entließ. Zwischen dem Kloster Rott am Inn, und Otto Grafen von Wittelsbach waren Mißhelligkeiten entstanden, indem der Abt Lothar ohne Vorwissen seines Convents dem Grafen einen Hof verkauft hatte, welchen dieser an sich zog, aber nichts hiefür bezahlte. Bischof Otto verhinderte jede Weiterung, stellte dem Grafen sein Unrecht nachdrücklich vor, und bewirkte einen Vergleich. So stiftete Otto überall, wo er konnte, Frieden, und versöhnte die entzweyten Gemüther.

Er war auch leicht versöhnlich in Zwistigkeiten, die ihn selbst als Bischof betrafen, denn andere, persönliche, unterhielt er niemahls. Wenn aber die Pflichten seines Hirtenamtes ihn aufforderten, Rechte und Güter seiner Kirche, ohne welchen sie nicht bestehen konnte, zu behaupten: so war er thätig und standhaft im Streite; doch immer zum billigen Vergleiche bereit; wie er sich denn die Vermittlung des Herzogs Ladislaus von Böhmen zwischen ihm und seinem Bruder Herzog Heinrich in Oesterreich gefallen ließ, und über die, von letzterem entzogenen Güter und Rechte der freisingischen Kirche mit demselben sich verglich.

Im Jahre 1157 legte Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern, die nach Freising gehörige Brücke bey Vehring über die Isar, worüber das baierische Salz von Reichenhall bisher gegangen war, und dem Bischofe verzollt worden, mit Gewalt nieder, baute oberhalb auf Scheftlarischen Gründen, wo München steht, eine neue Brücke, verlegte Zoll-' Markt- und Münzrecht dahin, und gab der Straße die Richtung nach der neuen Anlage, welche bald zur ansehnlichen Stadt sich erhob.

Bischof Otto mußte für sein Hochstift bey dem Kaiser und Reiche wegen solchem

Entgang an Gefällen Klage stellen. Diese ward auf dem Reichstage zu Augsburg 1558 den 14 Junius mittelst Vertrag dahin entschieden, daß der Markt, die Brücke, der Zoll, und die Münz zu Vehring aufhören, und all dieses in Zukunft zu München seyn, dem Bischof aber ⅓ von den Zoll- und Münzgefällen jährlich heraus bezahlt werden solle.

Das letzte Werk des großen Otto war, daß er sich mit den päbstlichen Gesandten, welche sich damahls in Deutschland befanden, vielfältig besprach, und sein Domkapitel, welches noch, wie in alter Zeit, eine gemeinschaftliche Schlafkammer, und Tafel hatte, dahin beredete und ermunterte, daß es mit Erneuerung einiger alten guten Gesetze und Gebräuche auf eine, den Religiosen gewöhnliche, Weise leben möchte, doch ohne Gelübd, oder gewisser Ordens-Regel, auch ohne Verlust oder Schmälerung dessen, was jeder ins besondere im Eigenthum hatte. So sehr war Bischof Otto für Reinheit der Sitten und religiöses Leben beeifert; er that hierin, so viel er nur konnte.

Außer seinem bischöflichen Amte war der gelehrte Otto zugleich Schriftsteller, um auch von dieser Seite der Welt nützlich zu wer-

den. Er hatte eine Chronik vom Anfang der Welt bis auf das Jahr Christi 1146 verfaßt, und im Anhang von dem Ende der Welt, von der Verfolgung des Antichrists, und Auferstehung der Todten gehandelt. Dieses Werk ist 1515 zu Straßburg, 1569 zu Basel, 1585 und 1670 zu Frankfurt gedruckt worden.

Einige behaupten, es habe Otto auch eine Geschichte von Oesterreich geschrieben, und Aeneas Sylvius, nachmahliger Pabst, schrieb von Otto, er habe außer der Chronik auch einige philosophische Schriften verfaßt. Ferner soll Otto der erste gewesen seyn, welcher die regelmäßige Dialektik in Baiern eingeführt habe.

Die Chronik des Bischofs Otto ist zu allen Zeiten, auch von den gelehrtesten Männern hochgeschätzt worden. Kaiser Friedrich I. verlangte sie von ihm, und gab nachher in einem an den Bischof erlassenen Schreiben zu erkennen, wie sehr ihn diese Arbeit und das Erbiethen Otto's, auch seine des Kaisers, Geschichte und Thaten zu beschreiben erfreuet habe. Er verfaßte demnach in seinen zwey letzten Lebensjahren 1156 — 1158 noch zwey Bücher von den Thaten dieses Kaisers. Für seine Mühe verlangte der Bischof nichts wei-

ter vom Kaiser, als daß er auch nach ihm seiner Kirche in Nothfällen beystehen und zur Hülfe kommen möchte; welches dann auch nachher bey einem schrecklichen Brande von dem Kaiser mit allem Eifer geschehen ist.

Sonst haben auch viel' andere gelehrte Männer für Bischof Otto und seine Werke die größte Hochachtung gehegt, und in Schriften geäußert, Radewich, der gelehrte Domherr zu Freising, schrieb von ihm, er habe durch seine philosophische und theologische Wissenschaften, so wie durch seine bewundernswürdige Beredsamkeit bey Königen und Fürsten sehr viel Gutes bewirkt, und darum allenthalben das größte Lob erhalten. Aeneas Sylvius bewundert an Otto besonders dessen Aufrichtigkeit, indem er kein Bedenken getragen, dasjenige, was seine höchste und nächste Bluts-Verwandte dem römischen Stuhle zuwider gethan haben, ganz unumwunden darzustellen, und nicht zuzulassen, daß die Wahrheit der Bluts-Verwandtschaft unterliegen sollte.

Daher nennet auch Baronius den Bischof Otto einen an Gottseligkeit vortrefflichen Mann, und sorgfältigsten Bewahrer der Wahrheit. „Und wollte man, sagt der gelehrte freisingische Geschichtschreiber Meichelbeck, —

alle Lobsprüche, die von mehr andern vortrefflichen Männern unserm Otto gegeben worden, zusammenbringen: sollte es dem Leser viel zu beschwerlich fallen."

Der gerühmte Domherr Radewich, Otto's Lehrjünger, erzählt uns nun auch dessen zeitlichen Hintritt, als Augenzeuge.

Kaiser Friedrich I. eröffnete im J. 1158 einen Kriegszug wieder die Mailänder, und lud Otto, den Bischof von Freising, als einen ihm nützlichen, und zum Theile nothwendigen Mann, ein, mit ihm nach der Lombardey zu reisen. Otto folgte der Einladung, fühlte aber auf der Reise, daß sein Lebens-Ende nicht fern mehr sey. Da er nun lieber unter dem Gebethe seiner Brüder, als in dem Geräusche der Waffen seinen Geist aufzugeben wünschte: bath er den Kaiser, ihn mit Verfolgung der Reise zu verschonen, und seiner Kirche zu Freising allzeit gnädig zu bleiben. Da er nun auf die, beweglichst gemachte, Vorstellung von dem Kaiser entlassen worden: kehrte er unverzüglich nach Freising zurück.

Auch hier ward ihm seine Meinung, er werde nicht lange mehr leben, bestättiget. Er umfieng demnach die Seinigen zu Frei-

sing mit größter Liebe, nahm gänzlichen Abschied von ihnen, und begab sich in sein Kloster Morimund, dessen Ordenskleider während seiner ganzen bischöflichen Regierung er zwanzig Jahre hindurch niemahls abgelegt hatte, sondern immer noch trug.

Daselbst, in seinem Kloster, ward er bald auf das Krankenlager geworfen, und sah einer nahen Auflösung entgegen. Er übergab also die von ihm geschriebenen Bücher dortigen Religiosen, mit eifriger Bitte, sie möchten dieselben verbessern. Hierauf legte er seine Beicht ab, empfing mit großer Erbauung das heilige Abendmahl, und die letzte Oehlung, und verschied in Gegenwart einiger Bischöfe, Aebte und Geistlichen, welchen er noch viele schöne Lehren gegeben hatte, sanft und fromm.

Otto hatte zwar im Leben gebethen, daß man seinen Leichnam keineswegs in der Kirche, sondern an jenem Orte bey dem Eingang begraben möchte, wo künftig alle Eingehende ihn mit Füssen treten würden. Man konnte aber dieses Verlangen nicht gewähren, sondern bestattete ihn zunächst am Chor-Altare, und ehrte dessen Begräbniß mit besonderem Eifer.

Radewich hatte seinen Bischof nach Morimund begleitet, ihm, wie er in seinen Schriften versichert, die Augen geschlossen, und nachher zwey solche Ehrenschriften verfaßt, wie zu jener Zeit wenige erschienen sind. Von andern nachgefolgten Lobsprüchen wollen wir nichts melden; genug ist, daß den tugendhaften Otto der große Baronius einen heiligen Mann, und der hochgelehrte Mallinkrot, einen unvergleichlichen Mann genannt hat.

Marold,

Laienbruder im Kloster Indersdorf.

1172.

Im Kloster Indersdorf, zwischen München und Augsburg gelegen, lebte Marold ein Laienbruder im Jahre 1172 in frommer Einfalt, und genauester Beobachtung seiner Ordens=Regel. Sein Amt war, die Bedürfnisse des Klosters aus umliegenden Bauhöfen und Gütern auf seinem Rücken in das Kloster zu tragen.

Zwischen dem Dorfe, aus welchem er täglich die Nothwendigkeiten herbey holte,

und dem Kloster stand ein Bildniß des Gekreuzigten aufgerichtet, vor welchem Marold im Vorübergehen etwas auszuruhen, und bey dieser Gelegenheit zu bethen pflegte. Diese Gewohnheit setzte er fort, bis er endlich durch Arbeit und Alter entkräftet, vor eben diesem Bilde seinen Geist aufgab. Man fand ihn daselbst kniend, Augen und Hände aufwärts gerichtet.

Der fromme Bruder war zugleich ausnehmend barmherzig, und mitleidsvoll gegen Arme, denen er, so viel er nur konnte, zu helfen immer bereit, und bemühet war.

Die Geistlichkeit des Klosters fand sich durch diese und andere Verhältnisse, welche den Verklärten auszeichneten, bewogen, den Leichnam in der Kirche vor dem Altare des hl. Nikolaus zu begraben, welche Ehre vorhin weder einem Probst, noch den Stiftern selbst zu Theil geworden.

Otto VI. von Wittelsbach, Pfalzgraf, dann Herzog in Baiern.

1183.

Die Pflichten seines Standes und Berufes erfüllen, mit Freude und Anhänglichkeit,

ist Tugend; — ihnen auch dann, wenn große Beschwerlichkeiten, Verfolgungen, und selbst Gefahren eintreten, getreu bleiben, und noch mehr sich anstrengen, als die Pflichten erfordern, ist hohe Tugend. Diese hat sich Otto VI. von Wittelsbach unbestreitbar eigen gemacht.

Sein Vater, Pfalzgraf Otto IV. von Scheiern-Wittelsbach war genöthigt worden, zur Garantie seiner Entsagung der freisingischen Schirmvogtey, diesen seinen ältern Sohn dem Kaiser Konrad III. als Geißel zu stellen. Otto VI. lebte also am kaiserlichen Hofe, wo sich auch der junge Herzog aus Schwaben, Friederich, Neffe des Monarchen fortwährend befand. Mit diesem Prinzen, der nachhin den kaiserlichen Thron bestieg, machte Otto innige Freundschaft, die zu dessen künftigem Glücke niemahls unterbrochen worden.

Tapferkeit und Entschlossenheit machten die Hauptzüge im Charakter beyder Prinzen aus, und Otto insbesondere hatte frühzeitig Proben hievon geliefert, und sich dadurch allenthalben in Achtung gesetzt, als Konrad III. mit Tod abging, und Friederich, Otto's Freund, zum deutschen König und Kaiser erwählt ward, im J. 1152.

Nach der Krönung zu Achen ward ein Römerzug beschlossen, der aber erst nach zwey Jahren konnte bewerkstelliget werden.

Im Jahre 1154 versammelte sich im Oktober das deutsche Heer auf dem Lechfeld ober Augsburg, wobey Otto VI. einer der ansehnlichsten Feldherren war, und das Kaiserliche Hauptpanier führte.

Der Zug der Reichsarmee ging über Brixen und Trient an den Gardasee, wo selbe den 22 Oktober und im November in dem ronkalischen Gefilde ankam.

Das erste Unternehmen war gegen die aufrührische Stadt Tortona gerichtet, wohin neben zwey andern Fürsten Pfalzgraf Otto zur Berennung vorausgeschickt worden; Die Belagerung selbst begann den 13 Februar 1155. Während dieser Belagerung hat Pfalzgraf Otto durch Bestürmung eines benachbarten Castells seinen bereits erworbenen Ruhm vermehrt, wie denn bey diesem Vorfall der Poet Günther ihn einen Helden nennt, der oft schon große Gefahren siegreich bestanden hatte.

Tortona war bezwungen, und Kaiser Friederich durch das Gebieth von Bologna über Toscana nach Rom vorgerückt, und da-

selbst am 18 Julius vom Pabste Hadrian IV. in der Peterskirche gekrönt worden, als er über Spoleto seinen Rückzug nach Deutschland nahm. Dieser Ort mußte für seine Verrätherey durch Abbrennung gezüchtiget werden. Der Kaiser verfolgte seinen Zug, Ankona vorüber, durch Fano und Imola nach Verona, wo er am Ende des Augustmonaths ankam. Und hier both sich eine neue, gefahrvolle Gelegenheit für Ottö den Pfalzgrafen dar, seine Heldentugend zur Rettung einer ganzen Armee, und der Ehre der Deutschen wirken zu lassen; und Otto hat beyde gerettet.

Albericus, ein veronesischer Edelmann, hatte den engen Paß Chiusa, wo auf einer Seite die Etsch im Thale fließt, auf der andern steile Gebirge zum Himmel sich erheben, mit 500 Räubern und losem Gesindel besetzt. Diese ließen im Anfang einen Theil des Heeres vorbeyziehen, fiengen aber, als der Zug fortgehen sollte, an, Felsenstücke von dem Berg herabzuwälzen, und den Kaiser mit allen seinen Leuten in die äußerste Gefahr zu setzen.

Der Monarch ließ sie durch zwey, an sie abgeschickte, Veroneser ermahnen, von ihrem Unternehmen abzustehen. Allein taub

gegen alle Vorstellungen trieben sie die kaiserlichen Abgeordneten mit Steinen, und mit der unverschämten Anforderung zurück: „daß ihnen jeder deutsche Ritter einen Panzer oder ein Pferd geben sollte.“

Der Kaiser, durch diese schimpfliche Zumuthung höchstens aufgebracht, erklärte: es würde eine unerträgliche Schande seyn, diesen Straßenräubern einen Antrag zu thun, und sagte zu dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach: „Das würde eurer Tapferkeit anstehen, einen solchen Schimpf zu rächen.“

Otto suchte sich gute, des Gebirgs kundige, Führer, und 200 Soldaten aus, erstieg rückwärts an den unwegsamsten Orten die Felsen, und ließ auf den Gipfeln die kaiserliche Fahne mit dem Reichsadler wehen. Auf dieses Zeichen rückte die Reichsarmee mit jubelndem Kriegsgeschrey aus dem Lager zum Angriff vor, worüber Alberich und seine Gesellen nur Spott trieben, bis sie über sich die Fahne erblickten. —

Erstaunt über diese, ganz unmöglich gehaltene, Ersteigung, sahen sie mit größter Bestürzung, daß eben der Ort, aus dem sie dem ganzen deutschen Heere den Untergang

bereiten wollten, den ihrigen unvermeidlich machte. Verzweifelnd warfen sie sich in die Flucht, und Otto trieb sie an den Rand der Felsen, wo sie in den Abgrund stürzten, und gräßlich zerschmettert wurden; nur zwölf, worunter Alberich war, nahm Otto gefangen, und führte sie vor den Kaiser. Der Monarch sprach ihnen als Rebellen das Todes-Urtheil, und ließ sie mit dem Alberich alle aufhängen, nur mit Ausnahme eines Franzosen, welcher bezeugte, daß er wider Willen in diese Gesellschaft gezogen worden; er mußte die übrigen aufknüpfen, und durch diesen abscheulichen Dienst sein elendes Leben erkaufen. Pfalzgraf Otto hatte das Verdienst, und die Ehre, daß er den Kaiser und seine Völker aus diesen gefährlichen Umständen befreyt, und einen sichern Rückzug verschafft hatte.

Friederich kam nunmehr glücklich auf den baierischen Gränzen zu Botzen, und gegen Pfingsten in Würzburg an, wo er einen Reichstag hielt; zog dann über Nürnberg in die Gegend von Regensburg. Hier machten sie Halt. Es lag dem Kaiser schwer auf dem Herzen, endlich einmahl Friede zu stiften — in Deutschland. Und dieses konnte nur dadurch geschehen, wenn der österreichi-

sche Markgraf Herzog Heinrich Jasomirgott bewogen würde, das Herzogthum Baiern an Heinrich den Löwen, der ein früheres Recht darauf hatte, in Güte abzutreten. Der Kaiser wählte als Mittel für diesen Zweck eine freundschaftliche Unterredung. Ueberall begleitete Otto, der Pfalzgraf, den Kaiser, und wirkte zu dessen Bemühungen für die Ruhe Deutschlands mit seinem Ansehen, und seiner Beredsamkeit mit.

Als diese Zusammenkunft eben so, wie eine andere, fruchtlos abgelaufen, hielt der Kaiser den 15 Oktober einen Reichstag in Regensburg, wo dem anwesenden Heinrich dem Löwen das Herzogthum Baiern neuerdings rechtlich zugesprochen worden.

Weil aber der Kaiser, seiner besondern Hauspolitik gemäß, doch auch die Einwilligung des Markgrafen Heinrichs Jasomirgott bewirken, und zugleich das mächtige Herzogthum Baiern schmälern wollte: ging er von Worms herauf zum Pfalzgrafen Otto nach Kellheim, und feyerte mit ihm daselbst, abgezogen vom Geräusche des Hofes, in vergnügter Stille das Pfingstfest. Gleich nach dieser Feyer traf der Kaiser mit Heinrich Jasomirgott in der Gegend von Regensburg zusammen, der ihm, gemäß einer

vorläufigen Verabredung, auf freyem Felde entgegen kam. Hier brachte Friederich mit dem größten Vergnügen, das er jemahls in seinem Leben genossen (wie er sich nachmahls selbst geäußert hat) einen geheimen Vergleich zu Stande, der nachher vor den versammelten Ständen in Form eines kaiserlichen Ausspruches in Erfüllung überging. Heinrich der Löwe erhielt das Herzogthum Baiern, gab jedoch das Land ob der Enns an Heinrich Jasomirgott ab, der nun im Besitze dessen, und der alten baierischen Markgrafschaft Oesterreich (dem Lande unter der Enns) ein unabhängiger Herzog ward, mit besondern Privilegien, welche der Kaiser hinzufügte. Dieß geschah im J. 1156 gewiß nicht ohne Mitwirkung des treuen Pfalzgrafen Otto.

Friederich hatte bey seinem ersten Römerzuge (zur Krönung) die Lombardey in solchen Umständen gefunden, daß er es seinem und des Reiches Interesse gemäß hielt, noch ein Mahl mit größerer Macht über die Alpen zu ziehen. Einige Städte waren durch Schiffahrt und Handlung so empor gekommen, daß sie zum Theil ganze Herrschaften aufgekauft, zum Theil kleinere Städte unterdrückt, und vieler, sonst nur der Krone

zugestandenen Regalien sich bemächtiget hatten. Vorzüglich kamen gegen die Stadt Mailand solche Klagen, daß Friederich alles darauf setzte, dieselbe zum Gehorsam zu bringen, und damit überall der Krone ihren vorigen Glanz wieder zu verschaffen.

Man schätzte die Macht dieser Stadt, womit sie sich in ihren Ringmauern vertheidigen konnte, auf sechzig Tausend Mann. Friederich mußte also seinen Zug über die Alpen so einrichten, daß er im Stande war, die Belagerung von Mailand mit hundert Tausend Mann zu unternehmen.

In Mitte des Monaths Jäner 1158 hielt der Kaiser zu Regensburg einen Reichstag, und schickte unsern Pfalzgrafen Otto, dann auch den kaiserlichen Kanzler Rainald (Probst zu Hildesheim und Goßlar, nachmahligen Erzbischof zu Kölln) nach Italien voraus; zwey Helden, ohne welchen damahls nichts Großes verrichtet worden.

„Beyde, Otto und Rainald, hatten (nach der Schilderung des gleichzeitigen Radewichs, Domprobstes zu Freising) einen wohlgebildeten Leib, artige Sitten, viel Witz und Verstand, und eine unüberwindliche

Standhaftigkeit. Sie waren in der Arbeit unermüdet, hielten nichts für zu schwer, und überwanden alle Schwierigkeiten. Nicht nur von Lastern, sondern auch von andern Schwachheiten frey, zogen sie den Ruhm allen Gütern vor. Sie verlangten keine Reichthümer, sondern nur so viel als sie nöthig hatten, wenn sie mit Ehren auskommen wollten. Beyde waren in der Blüthe ihres Alters. Sie wußten sich beyde sehr leicht, sehr edel, und sehr zierlich auszudrücken. Sie hatten beyde fast einerley Eigenschaften, nur mit dem Unterschiede, daß Reinald, der im geistlichen Stande lebte, beständig eine standesmäßige Sanftmuth zeigte, da hingegen Otto, als ein weltlicher Fürst, oftmahls genöthiget worden, sich der Strenge zu bedienen."

Otto und Reinald drangen, ihrem Auftrage gemäß, in Italien ein, und bahnten überall dem Kaiser den Weg, besetzten auch das Schloß Rivola, das an den engen Wegen vor Verona lag, damit das kaiserliche Heer immer den Rücken frey hätte. In Verona selbst wurden sie mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Alle Stände mußten den Eid der Treue schwören, ihm als Kaiser in Vertheidigung seiner Krone

zu helfen, seine Ehre in Italien zu fördern, seine Regalien (oder kaiserliche Vorrechte und Einkünfte) nicht zu schmälern, seinen Befehlen zu gehorchen.

Von Verona hatten sie sich nach Mantua und Cremona erhoben, und überall so viel Ehrenbezeugungen empfangen, als in langen Zeiten keinem kaiserlichen Gesandten erwiesen worden. — Von da hinweg durchreiseten sie Romagna und Aemilien, und wanden sich nach Ravenna. Als sie von Rimini gegen Ancona reiseten, vernahmen sie, daß sich griechische Gesandten in Ancona aufhielten, die unter dem Scheine anderer Geschäfte die Seestädte Italiens zum Abfalle verführen, und unter griechische Bothmäßigkeit bringen wollten. Otto nahm ernste Maßregeln, die Alles in Furcht setzten, sammelte einige Mannschaft, ging vor Ancona, rief die Großen vor sich, donnerte ihnen Gehorsam gegen den Kaiser entgegen, und zog die Griechen zur Verantwortung. Diese hatten viele Mühe, sich durch mancherley geschmeidige Wendungen bey ihm zu entschuldigen. Er hörte sie an, gab ihnen aber kurz den Befehl, im Frieden in ihr Vaterland zurück zu kehren, und sich in die italienischen Angelegenheiten nicht weiter zu

mengen. Otto und der Kanzler Reinald gingen hierauf nach Modena.

Als der Kaiser mit seinem Heere in Italien erschien, eroberte er am 7 September das widerspenstige Mailand, vor welcher Stadt Pfalzgraf Otto sich ausnehmend hervorgethan hatte; so wie er bald nachher auf Befehl des Kaisers die Stadt Ferrara in Gehorsam brachte. Und so ward er von dem Monarchen beständig in einer sehr beschwerlichen, und gefahrvollen Thätigkeit erhalten; Otto that immer seine Pflicht, und blieb seinem Herrn, dem Kaiser, in Glück und Unglück getreu.

Zwanzig und zwey Jahre wälzten sich nach jenen Vorfällen unter schweren politischen Ungewittern hinab in's Meer der Vergessenheit, als endlich ein großer Tag, ein Tag der Vergeltung für den treuen und starkmüthigen Otto erschien.

Heinrich der Löwe, Herzog in Baiern seit dem Jahr 1156, hatte Friederich, den Kaiser oft mit großer Macht auf seinen wiederholten Zügen nach Italien unterstützt, aber endlich müde der allzugroßen Aufopferungen an Mannschaft und Geld, ihm seine weitere Hülfe zu einer Zeit versagt, wo der

Monarch im härtesten Gedränge in Italien sich befand. Entrüstet hierüber kam er nach einem, in der Noth abgeschlossenen, unrühmlichen Frieden nach Deutschland zurück, und vernahm da heftige Klagen von Fürsten und Bischöfen gegen Heinrich den Löwen. Genugthuung wollte dieser nicht leisten; daher kam es endlich so weit, daß Heinrich der Löwe, nach mehreren gehaltenen Reichstagen, seiner Reichslehen, worunter die Herzogthümer Baiern und Sachsen waren, verlustig erklärt ward, zu Würzburg am 25 Dezember des Jahres 1179.

Dieses Urtheil kam gleich im nächsten Jahre 1180 zu Gelnhausen, wo die sächsischen Länder, und zu Regensburg in Vollzug, wo in Gegenwart der baierischen Stände und dreyer päbstlicher Legaten das Herzogthum Baiern an Pfalzgraf Otto VI. von Wittelsbach, und dessen männliche Erben vergeben worden. So stand demnach Otto als erster Erb-Herzog seines Geschlechtes mit desto größerer Würde da, je glänzender ihn seine vieljährigen Verdienste um Kaiser und Reich, und seine heroischen Tugenden umschimmerten.

Herzog Otto durchreisete sogleich mit einem seiner Brüder, dem Erzbischofe Kon-

rad zu Salzburg, das ganze Land, und hinterließ, als er im J. 1183 starb, das Land in Ruhe und Ordnung. Er hatte bey seinem Schlosse zu Kellheim eine Stadt angelegt, und die Erbauung der Stadt Landshut eingeleitet, die sein Sohn und Nachfolger Ludwig I. vollendet hat. Otto's Stamm steht noch jetzt im königlichen Hause Baiern in schönster Blüthe.

Otto der Erlauchte, Herzog und Churfürst in Baiern.

von 1231 — 1253.

Otto, Ludwigs I. Sohn, Otto des Großen Enkel, übernahm die Regierung von Baiern im J. 1231, und führte sie mit so vielem Muthe und Ruhm, daß er den Ehrennahmen illustris, oder der Erlauchte erhielt.

Otto hatte stets mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und blieb standhaft seinen Pflichten, dem erkannten Guten, getreu.

Vorerst traten Unruhen ein, die Heinrich VII., Sohn des damahls regierenden

Kaisers Friederichs II., veranlaßte. Jener war im J. 1220 zum römischen König, mithin zum Nachfolger seines Vaters erklärt worden, und verfiel, da dieser oftmahls außer Deutschland sich befand, auf den häßlichen Einfall, nach dem wirklichen Besitze der königlichen Gewalt in Deutschland zu streben. Otto, der Erlauchte, mißbilligte dieses Vorhaben, und zog sich dadurch die Feindschaft dieses Prinzen zu, welche nicht ganz ohne Folgen blieb; doch sie wurden glücklich beseitigt, und Otto behielt Recht.

Desto ernsthafter waren die Unruhen, welche in Baiern wegen dem Kaiser Friederich dem II. eintraten. Ueberhaupt nämlich befanden sich die baierischen, und andere deutsche Herzöge wegen den ewigen Streitigkeiten der Kaiser mit den Päbsten in einer sehr mißlichen Lage. Die Herzoge mußten sich für einen Theil erklären. Hielten sie es mit den Kaisern: so zogen sie sich die Ungnade der Päbste zu, von welchem sie in diesem Falle mit dem Kirchenbann, und ihre Geistlichkeit und Unterthanen gewöhnlich noch mit dem Interdikt, oder dem Verboth des öffentlichen Gottesdienstes belegt wurden. Stimmten sie aber den Päbsten bey: so wurden sie von den Kaisern, und deren

Freunden bey jeder Gelegenheit gekränkt und verfolgt.

Nun hatte Pabst Gregor IX. dem Kaiser Friederich II. das Versprechen abgenöthiget, einen sogenannten Kreuzzug gegen die Türken, als Ungläubige zu unternehmen, obschon der Geist des ächten Christenthums Gewaltthätigkeiten nicht, sondern nur sanfte Belehrung erlaubet und vorschreibt. Als daher Friederich den Kriegeszug nach Asien zu unternehmen sich weigerte: belegte ihn der Pabst mit dem Kirchenbann, und es kam ein päbstlicher Nuntius, Albert von Böhmen, nach Baiern, mit dem Auftrag, den Bann in allen Diöcesen zu verkündigen.

Herzog Otto der Erlauchte fand kein Bedenken, diese Verkündigung geschehen zu lassen; aber die baierischen Bischöfe wollten sie durchaus nicht zugeben, und der päbstliche Nuntius, der ein sehr stürmischer Herr war, verdarb die Sache vollends, indem er, anstatt die Mißhelligkeiten durch kluge und friedliche Vermittelungen beylegen zu wollen, die sämmtlichen Bischöfe von Baiern mit dem Bann belegte.

Die Unordnungen und Gefahren, welche daraus für Baiern entstanden, wurden bald

so vielfältig und wichtig, daß endlich selbst Otto sich genöthiget sah, dem unzeitigen Eifer dieses Nuntius Einhalt zu thun, sich seine Gegenwart zu verbitten, und ihn, da er bey dem Grafen Konrad von Wasserburg Schutz suchte, durch ernsthaftere Mittel zu entfernen.

Nun stand also Herzog Otto, mit den baierischen Bischöfen, auf der Seite des Kaisers, und das Land blieb ruhig: aber bald nachher änderten die Bischöfe ihre Gesinnungen, und erklärten sich für die Sache des römischen Hofes. Der Nachfolger Pabst Gregors IX. gen. Innocenz IV. hatte nämlich den Kaiser Friederich II. nicht nur neuerdings mit dem Bann belegt, sondern demselben im J. 1247 einen Gegenkaiser, Wilhelm Grafen von Holland, an die Seite gestellt. Philipp der Nachfolger des (1246 verstorbenen) salzburgischen Erzbischofs Eberhard, ließ diesen Bann verkündigen, und die übrigen baierischen Bischöfe vereinigten sich jetzt mit demselben.

Herzog Otto, der seinen einmahl gefaßten Entschluß, dem Kaiser treu zu bleiben, nicht änderte, ward im J. 1247 mit dem Kirchenbann, und das ganze Land Baiern auf sieben Jahr mit dem Interdikt belegt. Alle Kirchen wurden geschlossen; aller Got-

tesdienst wurde aufgehoben, und sogar die Begräbnisse nach dem üblichen Kirchen-Gebrauche wurden allen Unterthanen in Baiern, welche ihrem Herzoge anhiengen, untersagt.

Wenn man dabey die Absicht hatte, die Unterthanen, welche an dem ganzen Handel keinen Theil nahmen, mißvergnügt zu machen, und durch ihr Mißvergnügen den Herzog zu beunruhigen: so ist wenigstens dieses Ziel nicht erreicht worden. Die Unterthanen stellten die Sache Gott anheim, und sehnten sich zwar nach dem öffentlichen Gottesdienst, blieben aber ruhig: hingegen die baierischen Bischöfe gingen endlich so weit, daß sie den Herzog Otto im J. 1249 auf einen Synod nach Mühldorf beriefen.

Otto erschien nicht, sandte aber einen Abgeordneten, welcher den versammelten Bischöfen in's Angesicht sagen mußte, daß es der Herzog eben so unrecht, als schimpflich für seine Treue und Standhaftigkeit halten würde, sein dem Kaiser feyerlich gegebenes Wort zu brechen, und dem Wilhelm von Holland, in dessen Erwählung er niemahls gewilligt, und dessen Freundschaft er niemahls gesucht hätte, anzuhängen.

Die Bischöfe betrieben, dieser rechtlichen Antwort ungeachtet, das Interdikt mit dop-

pelter Inständigkeit; und nun erst bekamen sie viele von den adelichen Landsassen, welche sich zu großen Vortheilen Hoffnung machten, zu Anhängern. Die traurige Folge war, daß sie der Herzog als Rebellen erklären, und die Gewalt der Waffen anwenden mußte. Da sie nun Widerstand leisteten: entstand darüber in ganz Baiern ein wechselseitiges Brennen, Morden und verheeren.

Otto verharrte auf seinen gerechten Gesinnungen unabänderlich, und ging zu Landshut den 29 November 1253 unvermuthet mit Tod ab. — Seine Ehe mit Agnes, Erbtochter Heinrich des Schönen gewesenen Pfalzgrafens am Rhein, war mit 2 Prinzen, Ludwig (dem Strengen) und Heinrich, dann mit drey Prinzessinnen, Elisabeth, Sophia, und Agnes gesegnet.

Heinrich II.

Bischof zu Regensburg.

1296.

Heinrich, aus dem uralten Geschlechte der Grafen von Roteneck, deren Ahnen die alten Grafen von Scheyern waren, hat seinen

Stammen mit sich zu Grabe getragen. Er war im Anfang Domherr zu Regensburg, dann Archidiakon; endlich unter der Regierung Rudolphs I. von Habsburg im J. 1277 zur bischöflichen Würde erhoben, erwarb er sich unter jenen, welche nicht in die Zahl der Heiligen gesetzt worden, einen vorzüglichen Ruhm.

Das Bisthum war mit Schulden und andern Beschwernissen überladen, die Domkirche vom Wetterstrahl getroffen und verbrannt, als Heinrich den erledigten bischöflichen Stuhl einnahm; und sogleich schaffte er Hülfe mit eigenem Gut. Er verkaufte seine Herrschaft Roteneck mit allem väterlichen Erbgut an Ludwig Herzog von Baiern, tilgte hiermit die Schulden seines Domstifts, und erneuerte die Kathedralkirche; außerdem lösete er die Gerichte, und Aemter, Velden, Ebersbeunt, Teusbach, Frontenhausen, Ergoltsbach, Pilsingen, Essenbach, Antingen, welche an die Herzoge von Baiern verpfändet waren, wieder ein, und versah fast alle, zum Bisthum gehörige Schlösser mit Mauern und Thürmen, oder führte sie höher auf.

Nicht weniger eifrig zeigte sich Heinrich in seinen Bemühungen zur Verherrlichung des Gottesdienstes; den einfachen und erha-

benen Kirchen-Gesang brachte er durch zwey, in demselben wohl geübte, Geistliche aus dem Kloster Heilbrunn zu seiner Vollkommenheit. Die Stiftkirche versah, und schmückte Heinrich mit Ornaten, Kirchenzierden, und heiligen Gefäßen, und verrichtete den Gottesdienst mit Erbauung und Genauigkeit nach den Vorschriften, die er selbst mit neuem vermehrte.

Für die Kirchenzucht beeifert, besuchte er öfters die Manns- und Nonnenklöster, erforschte ihren Zustand und verbesserte ihn nach Bedürfniß.

Friedfertig gesinnt, benahm sich Bischof Heinrich immer so gegen Fürsten und Mächtige, daß sie ihm nicht nur sehr gewogen blieben, sondern auch mit Befreyungen von Zöllen, mit andern Freyheiten und Privilegien ihm und seiner Dom-Clerisey wohlthätig sich erzeigten. Es wählten ihn ferner neben Ludwig dem Herzoge in Oberbaiern, die niederbaierischen, und österreichischen Herzoge, der König von Böhmen, der Erzbischof von Salzburg, und Menrad Graf zu Görz, zum Schiedrichter in ihrer Streitigkeit. Diese ward auch durch Herzog Ludwig und Bischof Heinrich glücklich beygelegt, und Friede und Einigkeit hergestellt.

Wiguleus Hund, ein sehr gründlicher baierischer Schriftsteller, sagte von ihm: Heinrich sey als ein wahrer Seelenhirt sehr gepriesen worden, und habe keinem Priester an Gottesfurcht, und Weisheit des Lebens nachstehen dürfen. Um sich nie zu vergessen, oder von der Bahn der Tugend abzuweichen, hielt er in seinem Schlafgemache, 12 Jahre hindurch vor seinem Hinscheiden, einen Todten-Sarg mit dem Leichentuche bereit; in der sogenannten alten Kapelle aber zu Regensburg vor dem Altar der heil. Jungfrau hatte er sich eben so lange vorher sein Grab zubereiten lassen.

Endlich im J. 1296, am Feste des heil. Jakobs (den 25 Julius) trat der Todes-Engel, der mit dem Heinrich schon so lange Bekanntschaft gemacht hatte, ihm näher. Der fromme Bischof hatte noch selbst mit großer Andacht den Gottesdienst verrichtet, auch mit den Seinigen zu Mittag gespeiset; gegen Abend hingegen überfiel ihn gähling eine Schwäche, die ihn gleich am andern Tage in's ewige Leben beförderte.

Adalbert,

Mönch zu Oberalteich.

1311.

Adalbert, in Schwaben aus dem Rittergeschlechte von Heigerloch entsprossen, fand in seiner Jugend keinen Geschmack an den Wissenschaften, zu welchen ihn seine Aeltern anzuhalten eifrig bedacht waren; auch die Zucht der Lehrmeister war ihm eine verhaßte Sache, ungebundene Freyheit das Ziel seiner Wünsche. So fand er großes Behagen an der Gesellschaft frecher Jünglinge, und gelangte bald dahin, daß er unter diesem zaumlosen Gesindel den Meister spielte, und sich den übeln Ruf eines verführten und verführenden Jünglings zuzog.

Gleichwohl fehlte es Adalberten keineswegs an inneren Anlagen zum Guten, und an edeln Trieben, ganz und vollkommen zu seyn, was er seyn wollte. Es kam nur darauf an, daß er einmahl zu sich selbst kommen, und seinen gefährlichen Zustand erkennen möchte. Die mahnende Gnade des Himmels brachte den verirrten Jüngling zur vollen Besinnung; im Nachdenken über den Weg, den er betreten hatte, ward es Licht

vor seiner Seele; und Adalbert sah den Abgrund, wozu jener ihn führen würde.— Er beschloß, ein ganz anderer Mensch zu werden! —

Und er blieb seinem Entschlusse getreu. Als Mittel zum Zweck wählte der Jüngling das Klosterleben, um seinen Wandel für immer vor äußern Anfällen in Sicherheit zu setzen: allein nirgend in der Nähe fand Adalbert die erbethene Aufnahme. Das bisherige Leben schreckte jeden Ordens-Vorstand vor einem Menschen zurück, der eher ein ganzes Kloster in Unruhe bringen, als sich in den Schranken der Ordnung und Ehrbarkeit halten könnte.

Adalbert ward gleichwohl nicht muthlos; begab sich in weite Ferne hinweg, und kam bis nach Oberalteich in Niederbaiern. Hier stellte er an die Väter seine dringende Bitte um Aufnahme mit einem Eifer, der sie aufmerksam machte. Sie erkannten ihn als einen aufgeweckten fähigen Kopf: und beherzigten seine Bereitwilligkeit, jede Beschwerde und Bitterkeit willig zu tragen und zu erdulden. Poppo, damahls Vorsteher des Klosters, ein geistreicher Mann, ward ihm günstig, und Adalbert aufgenommen, im J. 1261, als er 21 Jahre seines Alters zählte.

In Bälde lernten die Mitbrüder Adalberts tapferes Gemüth kennen; wie denn jene, welche von der Natur mit schönen Gaben begünstiget worden, sich gemeiniglich in der Mitte nicht halten, sondern, wohin ihre Neigung sich wendet, Andern es bevorzuthun trachten, es sey im Guten, oder im Bösen. Adalbert, nunmehr auf den Weg der Tugend zurückgekehrt, wollte daher auch hier, wie vormahls in seinem verkehrten Wandel, nicht unter den letzten oder mittlern stehen, sondern nach der ersten Vollkommenheit ringen.

Adalbert bewies nun in seinem ganzen Verhalten, wie zärtlich sein Gewissen jetzt sey. All' seine tägliche, und kaum sichtbare Mängel, die Andere nicht achtend umgehen, z. B. ein stärkers Lachen, ein unbesonnen- oder unnöthiges Reden, etwas freyere Blicke: bekannte er, zu allgemeiner Verwunderung, öffentlich, und bath hierüber ab. Dieses war ihm noch nicht genug: sondern er stellte sich vor seinem Beichtvater, wie Hartwich versicherte (der ihn gegen 20 Jahre hindurch, und zwar des Tages öfter, angehört hat) nicht nur ein Mahl des Tages, sondern sechs und sieben Mahle. Im Wachen und Bethen unermüdet, bestrebte er sich unablässig, immer mehrere Kraft zur Ausübung strenger Tu-

gend zu erlangen, zur Ueberwindung jeder Sinnlichkeit und Seiner selbst.

Doch Albert blieb nicht allein bey dem beschaulichen Leben stehen: auch thätig für Menschen-Bildung wollte er seyn. Oft und inständig bath er seine Obern um die Erlaubniß, zu wilden Völkern in ferne Länder zu reisen, ihnen die christliche Lehre zu verkünden, und in diesem Geschäfte nöthigen Falls auch Leib und Leben der guten Sache, und der Religion zum Opfer zu bringen. Doch die Obern, und die Kloster-Gemeinde stimmten nicht bey, weil Adalbert weder von einer höheren Gewalt berufen, noch von jemand Anderm auf eine gültige Weise hierzu ausgewählt und aufgefordert worden. Es könne ihm, setzten sie bey, an Gelegenheit zu leiden nicht mangeln, wenn er fortfahre, streng nach den Ordens-Satzungen zu leben, seinen Willen zu brechen, und Fremdem zu gehorchen; am Tage zu arbeiten, in der Nacht zu wachen, allen Lüsten zu entsagen, u. s. w. Dieses alles viele Jahre hindurch geduldig tragen, sey größer, als einen Schwertstreich empfinden, der in einem Augenblick jede Beschwerlichkeit endigt.

Indessen war Poppo, der Vorsteher des Klosters, hierdurch überzeugt worden, daß

Adalbert von feurigem Eifer begeistert sey, das Volk auf die Wege der Tugend zu leiten, und darauf zu erhalten. Er übertrug ihm also die Schule, und auch die Pfarrey, und setzte ihn nachher Andern als Prior vor, weil er bey allen Verrichtungen so aufmerksam war, daß man nichts an ihm tadeln konnte.

Auf diese Weise ward Adalberts hohe Tugend allenthalben bekannt, so daß Jedermann Rath und Hülfe in seinen Gewissens-Beängstigungen bey ihm suchte, und mit wirksammen Tröstungen erhielt. Bey solchen Geschäften ward er nicht müde, und kein Eckel konnte ihn abhalten, selbst die Wohnungen armer Aussätzigen zu betreten, wenn sie nicht zu ihm kommen konnten; oft hielt er an sie tröstende Ermahnungs-Reden, und ließ sich jede Erleichterung ihres traurigen Zustandes herzlich angelegen seyn.

So fuhr denn Adalbert fort mit Werken der Liebe und Gottesfurcht, bis er sein Ende im Geiste vor sich sah, welches in dem Jubeljahre seines religiösen Lebens eintrat, den 26. Wintermonaths im J. 1311. Sein Grab in der Kirche besuchten noch lange nachher fromme Gläubige, die seine Tugenden im

werthen Andenken erhielten, und sich hierdurch zur Nachfolge stärkten.

Kaiser Ludwig der Baier.

1347.

Schwerlich hatte jemahls ein edler, tugendhafter Fürst mit einem härtern Schicksal zu kämpfen, ohne auch in vielen Jahren zu unterliegen, als jener deutsche König und Kaiser, der unter dem Nahmen, Ludwig der Baier, so berühmt, und von Vielen so geliebt, von Vielen so ungerecht verfolgt worden.

Ihn hatte Ludwig der Strenge, Kurfürst von der Pfalz und Herzog von Oberbaiern, nebst seinem schon 20jährigen ältern Bruder Rudolph bey seinem Tode im J. 1294. als ungefähr zwölfjährigen Miterben seiner Länder hinterlassen. Seine Erziehung besorgte die Mutter Mechtildis, des Königs Rudolph von Habsburg Tochter: aus ihr sprossen Baierns Regenten bis auf diesen Tag von weiblicher Seite ab. Sie besorgte diese Erziehung mit der zärtlichen Vorliebe, welche Mütter gewöhnlich dem jüngern Sohne

zu schenken pflegen; und sie war desto inniger, da sie in dem aufblühenden Prinzen das verjüngte Ebenbild ihres Gatten zu umarmen glaubte.

Wien hielt sie für den, zu seiner Ausbildung vorzüglich geeigneten Ort. Dahin brachte sie den Liebling, an den Hof ihres Bruders Albrecht, wo Ludwig mit den Söhnen desselben einerley Erziehung erhielt, und alle seine Mitgenossen bald an geistigen und moralischen Vorzügen übertraf. Außer der, in jener Zeit unentbehrlichen, Fertigkeit in den körperlichen Uebungen haben hier die herrlichen Anlagen seiner Seele die gerade Richtung, Ausbildung und Bestimmtheit erhalten, welche aus den Handlungen des gereiften Mannes so ausgezeichnet hervorspringen.

Indessen hätte die Regierung der Gesammtländer Baiern und Pfalz, so, wie die Vormundschaft über den jungen Ludwig von dem ältern Bruder Rudolph, und von der Mutter beyder Prinzen, Mechtilde, gemeinschaftlich geführt werden sollen. Aber Rudolph zog die Regierung ausschließend an sich, und hielt die Mutter, durch Auszeigung ihres Witwensitzes an der Donau von sich entfernt.

In der Folge, da Ludwig nach Baiern zurückgekommen war, traten andere politische Verhältnisse ein, welche mit Zuthun des neuen Kaisers den Rudolph vermochten, die Gemeinschaftliche Regierung mit Ludwig einzugehen; dieser folgte bald eine Nutztheilung, die wieder keine Dauer hatte, sondern im J. 1313 neuerdings in eine Gemeinschaft überging; doch ward dem guten, versöhnlichen Ludwig, sein älterer Bruder, Rudolph niemahls im Ernste hold; er blieb lebenslänglich sein Gegner.

In dem eben genannten Jahre ward Ludwig in einen abgenöthigten Krieg mit den Herzogen von Oesterreich, mit welchen er war erzogen worden, verwickelt. Otto, Herzog in Niederbaiern, hatte kurz vor seinem Tode die Pflegung seiner drey unmündigen Prinzen den Städten Straubing und Landshut, und die Vormundschaft seinen Vettern in Oberbaiern, dem Rudolph und Ludwig, übertragen.

Der Vorzug und die Ehre, welche den beyden Städten zugingen, mißfielen dem niederbaierischen Adel. Dieser ging mit seinen vermessenen Gegenanschlägen so weit, daß er den Entschluß faßte, den Bürgerlichen diese Ehre durchaus nicht zu gönnen, und

den Herzog Friederich den Schönen von Oesterreich zum Beschützer ihrer vermeintlichen Vorrechte, ja sogar zum Vormünder der Prinzen von Niederbaiern zu erklären.

Friederich, der Schöne, machte sogleich Anstalten zum Krieg, warb am Rhein in eigener Person Truppen an, und ließ seine Brüder Heinrich und Otto mit einem Heere, das aus Oestreichern, Ungarn, Slaven, und andern wilden Völkern, dann aus niederbaierischen Adelichen bestand, ungesäumt heraufziehen. Unweit der Stadt Mosburg nächst den Dörfern Isareck und Gamelstorf schlugen sie ihr Lager, in der Absicht, eine Verstärkung vom Rhein und aus Schwaben zu erwarten.

Aber Ludwig zog in Oberbaiern eine zwar kleine, doch beherzte Armee, mit welcher sich die Bürger von Straubing und Landshut vereinigten, zusammen, und rückte dem Feinde entgegen. Es kam zu einem hartnäckigen Gefecht, worin Ludwig der Baier die Oberhand erhielt. Die Feinde wurden theils niedergehauen, theils kamen viele bey Volkmannsdorf, wo eine Brücke über den Semptfluß mit ihnen brach, um's Leben. Eine Menge, worunter allein dreyhundert fünfzig Adeliche waren, wurden gefangen.

Die Beute überließ Ludwig, der Sieger, den umwohnenden Bauersleuten, und den Bürgern von Mosburg und Landshut, welch= letztere wegen ihrer Tapferkeit die Erlaubniß erhielten, in ihrem Stadtwappen drey Helme zu führen. Diese Schlacht ward geliefert 1313 den 9. November, und Ludwig führte nunmehr bis zum J. 1322 die Regierungs=Verwaltung von Niederbaiern.

Der Sieg Ludwigs bey Gamelsdorf ist für ihn der wichtigste Moment seines Lebens geworden; denn hierauf gewann jener Sieg einen verhängnißvollen Einfluß. — Dieser Sieg gründete seinen Ruhm, und erhob ihn dadurch auf den Thron der römischen Könige, für dessen ehrenvolle und pflichtmäßige Behauptung Ludwig des Baiers Leben ein immerwährender Kampf ward.

Der kühne ein und dreyßig jährige Mann stand jetzt da, reichlich ausgestattet von der Natur mit Vorzügen des Körpers und der Seele, unverdorben in seinen Kräften, so wie in seinen Neigungen, und geübt zu allen Geschäften, gewöhnt an Bekämpfung mancherley Schwierigkeiten; denn in der harten aber heilsamen Schule des Mißgeschicks hatte sich seine Jugend gebildet; Liebe und Achtung erzwang sein Anblick und sein Benehmen.

Eben im Jahre 1313 war Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg mit Tod abgegangen, und die Churfürsten befanden sich wegen der künftigen Wahl in großer Verlegenheit. Friederich der Schöne von Oesterreich strebte mit allen Kräften nach der Königskrone, und hatte sich bereits der wichtigen Stimme Rudolphs, des Pfalzgrafen (Ludwigs von Baiern Bruder) versichert: aber der größere Theil fürchtete den höhern Aufschwung des Hauses Oesterreich, und suchte einen andern Prinzen zum Kaiser, der Macht und Muth genug besässe, um den österreichischen Prinzen zu widerstehen; aber nicht geneigt und mächtig genug wäre, um der Freyheit der deutschen Fürsten Eintrag zu thun. Der Sieg bey Gamelsdorf entschied die Sache. Ludwig der Baier ward genannt, und Alles erklärte sich für ihn.

Abgeordnete Gesandte trugen ihm die Wünsche der Fürsten vor. — Der unerwartete Antrag überraschte den Herzog: aber blenden ließ er sich keineswegs von dem Gedanken des Aufsteigens über seine Mitgenossen, von der hingestellten Aussicht zur Vergrößerung des Hauses Wittelsbach. Mit gewöhnlich-offener Treuherzigkeit stellte Ludwig den Gesandten vor, daß ihm seine ge-

genwärtige beschränktere, aber sichere Lage, ungleich vorzüglicher dünke, als eine, durch große Anstrengungen und Gefahren zu erkaufende Krone; — daß der ihm zu Geboth stehende Antheil von Baiern unmöglich Hülfsquellen genug gegen die vereinigt wirkende Kraft der österreichischen Prinzen darbiethen könne.

Jeden seiner Gründe wußten die Abgeordneten zu beantworten; und die lebhafte Unterredung schloß endlich mit der Erklärung: „Ludwig habe keine andere Wahl, als entweder den ehrenvollen Kampf für den Besitz des Throns mit der, ihm eigenen Thätigkeit durchzukämpfen, oder seinem und seines Landes Verderben entgegen zu gehen.“ Diese eingreifende Sprache wirkte: Ludwig ließ es endlich zu, daß man ihn wählen könne.

Zum Wahltag war bestimmt, der 19. Oktober, und die Anstalten auf dem Wahlfelde zu Frankfurt waren gemacht. Aber es erschienen daselbst diejenigen Churfürsten nicht, welche Friederich den Schönen begünstigten. Um Einseitigkeit und Uebereilung zu vermeiden, wurden diese für den nächstfolgenden Tag eingeladen, ob sich gleich ihr abermahliges Ausbleiben leicht voraussehen ließ.

Die kleinere Partey, welche Friederich den Schönen erheben wollte, hatte bey Sachsenhausen sich versammelt, dachte, dem Geschäfte durch Raschheit eine unerwartete Wendung zu geben, und ernannte daher noch am bestimmten Tage Friederich den Schönen zum römischen König, in der Hoffnung, der nun einmahl geschehene Schritt werde den Beytritt von einigen unter den Gegnern bewirken.

Diese aber, die größere Partey, wählten am nächsten Morgen, Ludwig den Baier, mit Beobachtung der erforderlichen Zeremonien, und forderten die Reichsstadt Frankfurt auf, ihrem rechtmäßigen Könige die Thore zu öffnen, damit er nach alter Sitte in der St. Bartholomeus-Kirche seine Einsegnung erhalten könne. —

In der Regel durfte die Eröffnung bey einer zwistigen Wahl erst nach dem Verlaufe von 6 Wochen für jenen geschehen, welcher sich mit seinem Heerlager vor den Mauern der Stadt zu behaupten wußte: aber Ludwigs Nahme war der beliebtere bey allen Städten und seine Wahl unstreitig günstiger. Mit Freuden empfieng also Frankfurt den erwünschten König, und die mit ihr verbundenen Städte bereiteten durch ihr Ankündi-

gungs=Schreiben an Achen eine freudige Aufnahme auch in dieser Krönungsstadt.

Einige Zeit blieb Ludwig auf der Wahlstätte, um der Welt zu zeigen, daß er seinen Gegner erwarte; dann begann er, von 4000 Reitern begleitet, den triumphirenden Zug nach Achen, ward jauchzend empfangen, und nebst seiner Gemahlinn Beatrix gekrönt von dem Kurfürsten von Mainz.

Zürnend mußte Friederich der Schöne, von Sachsenhausen aus, selbst Zuschauer von dem Triumphe seines Gegners seyn, mußte ertragen, daß ihm Frankfurt den Eintritt in seine Mauern verweigerte, sehen, wie sich mit jedem Tage der Haufe der Seinigen verringere, und selbst die meisten der ihm anhangenden Fürsten den Rückzug in ihre Heimath antraten. Dessen ungeachtet wagte er, von wenigen Reitern und Rudolph von Sachsen begleitet, den gefährlichen Zug durch die Rheingegenden (wo er leicht hätte können aufgehoben werden) in das Gebieth des Kurfürsten von Köln, und mußte sich endlich, da ihm die Stadt Köln den Eintritt sperrte, damit begnügen, daß er die Krönung aus der Hand dieses Kurfürsten zu Bonn mit wenigem Gepränge empfieng.

Das unverkennbare Recht lag auf baierischer Seite; denn es war lange schon anerkannter Grundsatz, daß die Mehrheit der Stimmen entscheidend sey. Nun hatte Ludwig der Baier drey unstreitige Stimmen, der Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg; Friederich der Schöne nur zwey, Köln und Pfalz für sich. Hierzu kamen auf jeder Seite zwey streitende Wähler, Johann von Böhmen, und Johann von Sachsen-Lauenburg für Ludwig, — Heinrich von Kärnthen und Rudolph von Sachsen-Wittenberg für Friederich. Zwischen den sächsischen Vettern war die Entscheidung des Streits völlig unmöglich; in Rücksicht auf Böhmen aber mußte eine unpartheyische Entscheidung für die baierische Sache sprechen, da in der Regel immer der wirkliche Besitzer des Landes, folglich König Johann als Wahlfürst galt, und ein Beyspiel vom Gegentheile nicht vorhanden war.

Wie ein elektrischer Funke durchflog die Ueberzeugung von Ludwigs Rechte alle Städte des ganzen Reiches, wo die Kunde von seiner liebevollen Gesprächigkeit, edeln Gestalt, bereits erprobten Tapferkeit, Großmuth und Versöhnlichkeit im voraus schon den Wunsch erregt hatte, daß seine Sache die bessere

seyn möchte. Unaufhaltsam, und unbekümmert, ob der zunächst angränzende Fürst für oder wider Ludwig sey, erklärten sich sogleich mit fester Anhänglichkeit für ihn die Städte am Rhein bis in die Nähe von Strasburg herauf, und im inneren Lande alle ohne Ausnahme. Nur die in den Gegenden des Oberrheins, im nächstliegenden Oberschwaben, Elsas und Sundgau standen dem Scheine nach für Friederich den Schönen, weil österreichische Besitzungen sie von allen Seiten umringten.

Diese Anhänglichkeit der Städte war ein größerer und dauerhafterer Gewinn für Ludwig IV., als wenn etliche der ansehnlichsten Fürsten ihre Macht mit der Seinigen vereiniget hätten. Ludwig bestättigte ihre Freyheiten, billigte ihre getroffenen Kriegs-Anstalten zum Schutze gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels und mancher Fürsten. Dafür erhielt Ludwig die unerschütterliche Festhaltung der Städte an seinem Interesse; mit ihm wollten sie stehen, oder mit ihm fallen. Also erhielt er überall, wohin er zog, einen Zuwachs seines Heeres, durch die Städte aus der Nachbarschaft; er fand in jeder Gegend Magazine, und Kriegs-Bedürfnisse in den Mauern der Städte; und

im Falle eines Unglücks immer einen Stützungs-Punkt, wo er gefahrlos sich wieder verstärken, und neue Maßregeln ergreifen konnte.

Die östreichischen Prinzen strebten darnach, sich und ihr Haus, es koste, was es wolle, zu erheben, und zu verherrlichen, lebten zugleich in der innigsten Eintracht, und wirkten auf einen Zweck zusammen. Eine solche Politik wollte und bereitete Krieg gegen Ludwig den Baier, ungeachtet der offen da liegenden, und von der öffentlichen Meinung anerkannten Vorrechte desselben.

Dieser Krieg verbreitete über Oestreich, Baiern, Franken, Schwaben, Elsaß und die Rheinländer sieben Jahre hindurch viele Drangsale, bis es endlich zu der berühmten entscheidenden Schlacht kam, welche am 28. September 1322 auf den sogenannten Vechwiesen bey Ampfing vorfiel.

Mit Klugheit und militärischer Einsicht war Friedrichs des Schönen Schlachtordnung gebildet; er selbst, voll Zuversicht, es könne ihm nichts widerstehen, prächtig gerüstet, in einen vergoldeten Harnisch gekleidet, und auf dem schimmernden Helme thronte der Reichsadler. — Dagegen stand auf baierischer Seite

Ludwig, mit einer ganz gemeinen Rüstung angethan, in der Mitte tapferer Baiern, wozu die bürgerlichen Zünfte von München, besonders die Bäcker, ein ansehnliches Contingent geliefert hatten. Der rechte Flügel ward vom Ritter Conrad von Baierbrunn, der linke vom Pfleger zu Neustadt, Albrecht Rindsmaul, angeführt, das Ganze aber von Seyfried Schweppermann, einem gebornen Nürnberger geordnet, auf dessen Treue, Muth, Einsicht und Erfahrenheit er sich gänzlich verlassen konnte.

Auf baierischer Seite wurden gleich im Anfang der Schlacht die Böhmen, welche das Vordertreffen über sich genommen hatten, durch die Pfeile der ungarischen Schützen in Unordnung gebracht, und einige Hundert gefangen, was jedoch auf das baierische Hauptheer eben keinen Einfluß hatte.

Nachdem das Gefecht bereits einige Stunden gedauert hatte, ohne daß einer Partey der geringste entscheidende Vortheil zugegangen war, ließ Seyfried Schweppermann das baierische Heer allmählich eine Wendung machen, deren Vorgang von den Oestreichern in der Hitze der Schlacht nicht bemerkt, die Folge aber sehr wichtig geworden. Die Oestreicher bekamen nämlich die Sonne, den

Wind und Staub in das Gesicht. Unmittelbar darauf sah man in der Ferne einige hundert Reiter heranziehen, welche über das Flüßchen Isen setzten, und der Schlacht zueilten. Es waren ausgewählte Kurassiere, mit welchen sich, auf Schweppermanns Anordnung, der Burggraf von Nürnberg vor der Schlacht in einen Hinterhalt gezogen, die er nun auf ein gegebenes Zeichen herbeygeführt hatte, um der Schlacht den gewünschten Ausschlag zu geben.

Das Erscheinen und plötzliche Eindringen dieser Reiterey verbreitete über das östreichische Heer Schrecken und Unordnung, und das Drängen und Ausreißen wurde bald allgemein. Das Hauptpanier, nebst dem Herzog Heinrich von Oestreich und einigen Hundert östreichischen Rittern fiel dem Sieger in die Hände, und zuletzt konnte sich auch Friederich, welchen der lange Kampf ganz erschöpft hatte, eines baierischen Ritters, auf dessen Schild ein Rindsmaul zu sehen war, nicht erwehren, und ergab sich an den Burggrafen von Nürnberg, zu dessen Gefolg jener Ritter gehörte.

Der König empfieng seinen erhabenen Gefangenen mit überraschender Milde, mit aller, seinem Stande gebührenden Achtung,

und sprach: „Herr Vetter! ich bin erfreut, euch zu sehen!" und er begegnete ihm ferner mit einer Großmuth, welche selbst von seinen erbittertsten Feinden bewundert, und vom Friederich mit einem gleichen Beyspiel altdeutscher Redlichkeit erwiedert worden ist.

Obschon nun der Herzog Leopold, Bruder des gefangenen Friederichs, die Feindseligkeiten gegen den König Ludwig fortsetzte: konnte er doch dessen Thron nicht wankend machen. Aber von anderer Seite her waren Stürme im Anzuge, welche dem erhabenen Ludwig Verderben bringen sollten. Hätte sich der edle Monarch, gleich einem Rudolph von Habsburg nie darum bekümmert, was jenseits der Alpen vorging: er würde in Ruhe sein Deutschland regiert haben.

Damahls residirten die Päbste zu Avignon in Frankreich, dessen Könige selbst immer trachteten, die römisch-deutsche Kaiserkrone auf ihr Haupt zu setzen, und daher auf die Handlungsweise der Päbste mächtig einwirkten. Johann XXII. (wie die Kardinäle ein geborner Franzose) hatte bald nach seiner Erhebung nicht nur den König von Sicilien und die Viskonti in Mailand in Bann gethan, sondern auch Mailand selbst durch einen päbstlichen Legaten belagern

lassen, um nach seinem Plane Italien durchaus wieder auf einen andern Fuß zu setzen.

Ludwig, vom Visconti dringend um Hülfe gebethen, hatte ihm diese gewähret, um zugleich die kaiserlichen Gerechtsamen über die Lombardey nicht schwächen zu lassen. Die Hülfe war so kräftig, daß der päbstliche Legat die Belagerung von Mailand aufheben mußte.

Kaum war dieß geschehen: als der Pabst, der fünf Jahre geschwiegen hatte, über die zwistige Kaiserwahl sich zum Richter aufwarf, und in den heftigsten Aeußerungen, Ludwigen (im Oktober 1321) befahl, die, ohne päbstliche Genehmigung übernommene Krone in drey Monathen niederzulegen. Nach deren Verlauf belegte er ihn wirklich mit dem Bann, und ging damit um, dem Könige Karl von Frankreich die Kaiserkrone zuzuwenden.

Doch Deutschland blieb, zumahl nach der Schlacht bey Ampfing, der gerechten Sache des leutseligen, und so leicht versöhnlichen Ludwigs getreu; es war überzeugt, daß die Rechte des deutschen Kaisers nur allein von der Wahl der deutschen Kurfürsten und zwar von der Mehrheit ihrer Stimmen, abhange, und einer päbstlichen Bestätigung keineswegs bedürfe.

Wiewohl nun Ludwig von seiner Gegenparten niemahls mehr, als damahls, gekränkt, und zur thätigsten Gegenwehr aufgefordert worden: fühlte er sich dennoch zur Fortsetzung des Krieges so wenig geneigt, daß er vielmehr einen ganz unerwarteten Entschluß voll Großmuth faßte, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es ihm gelingen müsse, alle Feindseligkeiten mit einem Mahle, und für immer beyzulegen.

Der König begab sich persönlich nach Trausnitz (einem an der Pfrient gelegenen Schlosse in der nachmahls sogenannten Oberpfalz) und setzte den überraschten Herzog Friederich, den Schönen, durch seine Anrede, und freundliche Begegnung in Erstaunen, indem er ihm nicht nur ohne alle Bedingung eines Lösegeldes die Freyheit antrug, sondern ihm zugleich den Vorschlag machte, aus Liebe zum Frieden die Reichswürde mit ihm dergestalt zu theilen, daß sie beyde dem deutschen Reich mit gleichem Ansehen vorstehen, und die Stände dazu anhalten wollten.

Ludwig führte hierauf den, innigst gerührten, Friederich, mit sich nach München, wo beyde Herren den 5. September 1325 über ihre zu Trausnitz getroffene Verabre-

dung eine ordentliche Urkunde ausfertigten, und sie mit wechselseitigen Zeugen bewährten. Obschon aber die Stände des Reiches, welchen das Instrument den 8. Jäner 1326 zu Ulm vorgelegt worden, es nicht genehmigten, blieb doch Friederich von nun an der Freund Ludwigs, und legte einen Beweis seiner Treue, so wie Ludwig jenen seines altdeutschen Zutrauens ab, worüber selbst der genannte Pabst Johann ein großes Erstaunen geäußert, und dessen die Nachwelt sich noch stets mit Bewunderung und Ehrfurcht erinnert hat.

Der König Ludwig sollte nämlich eben zur Zeit, da Herzog Leopold von Oestreich (Friederichs Bruder) vom Pabste mit Geldsummen unterstützt, den Krieg erneuern wollte, sich nach der Mark Brandenburg begeben, um wichtige Unruhen, die sein Haus betrafen, zu unterdrücken. In dieser grausamen Verlegenheit ersuchte König Ludwig den Friederich, während der Zeit seiner Abwesenheit, seine Gemahlinn und Kinder, und das Land Baiern überhaupt wider Jedermann, der indessen mit feindlichen Absichten sich nähern möchte, in Schutz zu nehmen; und Friederich versprach es in einer feyerlichen Urkunde, und hielt das gegebene

Wort mit der höchsten Treue eines edeln Freundes. Er war auf eine kurze Zeit zu den Seinigen, die ihn sehnlichst erwarteten, nach Wien gereiset, wo er, wenn sein Edelmuth weniger vollkommen gewesen wäre, unter irgend einem Vorwande leicht hätte zurückbleiben können; allein er kam zurück, und übernahm den versprochenen Schutz auf die edelste und großmüthigste Weise.

Bey solcher Denkens- und Handlungs-Weise der beyden Helden würde selbst unter den östreichischen Brüdern ein Streit der seltensten Art entstanden seyn; wenn nicht der, gegen Ludwig erbitterte, Herzog Leopold in der Blüthe seines jugendlichen Alters den letzten Hornung 1326 zu Straßburg gestorben wäre. So war nun mit Oestreich Friede und Freundschaft hergestellt.

Ein unglückliches Verhängniß, durch die Unruhen der Römer, welche dem Pabste Johann zum höchsten abhold waren, zur Reife gebracht, verleitete den guten, aber vom Pabste äußerst verfolgten, König Ludwig zu dem unglücklichen Entschluß, den gewöhnlichen Römerzug zur Kaiser-Krönung zu unternehmen. Er empfieng zu Mailand die lombardische Krone, eroberte Pisa, und ward zu Rom von Sciara Colonna, dem Haupte

der römischen Kaiser-Partey nebst seiner Gemahlinn, Margaretha von Holland, am 17. Jäner 1328 zum Kaiser gekrönt.

Aber die Römer waren damit noch lange nicht zufrieden; sie waren wider Pabst Johann XXII. wegen seinem Aufenthalt zu Avignon äußerst aufgebracht, und verlangten mit größtem Ungestümm, daß ein anderer Pabst, welcher seinen Sitz zu Rom zu nehmen hätte, gewählt werden sollte. Es ward auch wirklich ein solcher Pabst gewählt, ein Minorit, genannt Nikolaus V. Allein diese Sache hatte keine Dauer. Der Kaiser konnte in Italien weder eine Armee noch Geld für den Hofstaat des neuen Pabstes zurücklassen, und die Römer und Italiener überließen diesen, von ihnen getäuschten, Mann, dem traurigen Schicksale, sich dem Pabste Johann zu unterwerfen.

Der Kaiser kam im Jahre 1330 nach München zurück, in Begleitung gelehrter Minoriten, an deren Spitze der berühmte Occam, und der Ordens-General Michael von Cäsennas sich befanden. Dieselben vertheidigten zwar den Kaiser Ludwig aus allen Kräften; konnten ihm aber keine Ruhe verschaffen. Diese entfernte sich von dem guten Kaiser um so mehr, als der Anhang des

französischen Hofes immer stärker, und die Anmassungen desselben immer kühner wurden; jede Zuschrift, jede Gesandtschaft und Vermittlung ward mit Trotz zurückgewiesen.

Um das ganze Reich wider den Kaiser aufzubringen, belegte der Pabst ganz Deutschland, so lange es mit diesem Kaiser halten würde, mit dem Interdikt (Einstellung des öffentlichen Gottesdienstes), und was bisher nur irgend von geistlichen Hoheitsrechten behauptet worden war, das suchte er insonderheit auf Unkosten des deutschen Reichs noch immer höher zu treiben.

Die vielfältigen Bemühungen des frommen Kaisers, eine Aussöhnung mit dem Pabste zu bewirken, schienen endlich nach dem (1334 im Dezember erfolgten) Tode des Pabstes Johann XXII. doch zu ihrem Ziele zu gelangen. Sein Nachfolger, Pabst Benedikt XII. (zwar ebenfalls ein Franzose, doch äußerst gütig) gab der Billigkeit Gehör, und machte dem Kaiser gute Hoffnung zur völligen Aussöhnung. Aber diesen guten Willen hielt jetzt (neben den Konigen von Neapel und Böhmen) vorzüglich der König von Frankreich, der den Pabst in seiner Gewalt hatte, sogar mit Drohungen zurück.

Darüber wachte endlich das ganze Reich auf. Selbst einige Schriftsteller aus dem Franziskaner-Orden hatten die übertriebenen päbstlichen Anmassungen, und die von Rechtswegen dem Kaiser und allen weltlichen Mächten zustehende unabhängige Gewalt in einem besseren Lichte, als bisher geschehen war, dargestellt. — Jetzt aber ward zur Berathschlagung über diese ganze Lage der Sache eine allgemeine Reichsversammlung nach Frankfurt angesetzt.

Vor deren Eröffnung begaben sich die daselbst erschienenen sechs Churfürsten nach Rense am Rheine, wo sie den berühmten ersten Churverein den 15. Julius 1338 abschlossen. Mittelst dessen verbanden sie sich feyerlich, alle für einen, und einer für alle zur Behauptung ihrer churfürstlichen Vorrechte, gegen jede auswärtige Macht, zu stehen, auch unter sich die Mehrheit der Stimmen gelten zu lassen. Sodann erklärten sie sich, die völlige Unabhängigkeit des deutschen Reiches, und eines von ihnen erwählten Kaisers gegen Jedermann zu behaupten. Den darüber errichteten Schluß schickten sie Benedikt XII. in eigenen Schreiben zu.

Eben das ward hernach (1338 den 28 August) in einem allgemeinen Reichsschlu

zu Frankfurt wiederholt, und darauf das bisherige Interdikt aus kaiserlicher Machtvollkommenheit aufgehoben. Auch ward, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, mit Eduard III. Könige von England ein Bündniß geschlossen, um allenfalls mit vereinigten Kräften gegen die Krone Frankreich Krieg zu führen; Eduard ward sogar zum Reichsverweser in den Niederlanden, und sein Schwager, der Graf Rainald von Geldern und Zütphen zum Herzog ernannt.

Dagegen hatte anderer Seits der König von Böhmen an allem dem, so wenig, als an dem Churverein Theil genommen, und (wegen dem, vom Kaiser nicht beachteten Interesse seines Hauses in Bezug auf Kärnthen und Tirol) vielmehr öffentlich mit dem Kaiser gebrochen. Diese Mißhelligkeit mit dem Könige von Böhmen, und eine Ehescheidung, welche Ludwig nach den Grundsätzen jener Schriftsteller zwischen dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich und der Margaretha von Tirol aus kaiserlicher Macht erkannte, brachten den Nachfolger Benedikts XII., Pabst Clemens den VI. wieder zu ganz andern Schritten. Er wiederholte gegen den Kaiser alle Aussprüche des Pabstes Johannes des XXII., und suchte anstatt seiner

den böhmischen Prinzen Karl auf den Thron zu bringen, der die, in dieser Absicht ihm vorgelegten Bedingungen einging.

Zwar widerstand der alte Churfürst von Mainz, Heinrich Graf voh Virneburg einer neuen Wahl ganz unerschütterlich: allein der Pabst ernannte einen andern Erzbischof, welcher wenigstens so viel vermochte, daß eine neue Wahl, obschon einseitig, für Karl von Böhmen zu Stande kam, der auch am 25. November 1346 zu Bonn gekrönt worden.

Ungeachtet nun dem verfolgten Kaiser ein Gegenkönig an die Seite gestellt war: blieben doch die meisten Stände dem Kaiser Ludwig getreu: so daß auf einer von demselben nach Speier berufenen Reichsversammlung Karls Wahl für nichtig erklärt worden, und dieser, so lange Ludwig lebte, nicht aufkommen konnte.

Ungeachtet dieser ewigen Unruhen, Verfolgungen und Widerwärtigkeiten blieb er doch Held genug, um unausgesetzt thätig für das Wohl des Reiches, und für sein Erbland Baiern zu seyn. Er schloß mit den Söhnen seines Bruders Rudolph zu Pavia im Mailändischen, im J. 1329 den berühmten Hausvertrag ab, welcher im Betreff

der Unzertrennlichkeit des verbrüderten Gesammthauses Pfalzbaiern, gesetzmäßig, und für ewige Zeiten geltend geworden. Diesem Hausgrundgesetze gemäß, fiel ihm ganz Niederbaiern im J. 1340 von rechter Erbschaft wegen anheim.

Eine zweyte vortreffliche Einrichtung war dessen baierisches Landrecht, welches auf seinen Befehl aus allen Gerichten, Städten und Märkten, gesammelt worden, und im J. 1346 zum Vorschein kam. Auch die Stadt München versah er mit einem eigenen Stadtrechtbuch.

Seine Tugend, Frömmigkeit, Gerechtig- und Versöhnlichkeit blieb sich unter allen, auch den traurigsten, Umständen gleich. So tapfer Ludwig im Felde war, konnte er doch schwer dahin gebracht werden, die Früchte eines Sieges zu verfolgen, und alle Gelegenheiten, womit er seinen Feinden Abbruch thun konnte, auf der Stelle und mit Nachdruck zu benützen. Seine Bemühungen nach der Schlacht bey Mühldorf waren demnach fast allein auf Belohnung derjenigen gerichtet, die ihm dieselbe hatten gewinnen helfen*). Die Gefangenen

*) Er benützte hierin mit einer feinen und zärtlichen Aufmerksamkeit auch die unerheblichsten Umstände, um dem Mann, den er schätzte, Beweise von Ach-

überließ er seinen Bundgenossen, ohne Vorbehalt, und jene von der Schlacht bey Gammelsdorf, obschon sie strafbar, und bemittelt waren, um Lösegelder zahlen zu können, hatte er frey entlassen.

Auf seiner Rückkehr aus Italien kam er in die Wildniß Amerang (nun Ettal genannt) und beschloß, da ein Kloster für Benediktiner zu stiften. Dieses Werk kam auch zu Stande; der Grund zum Bau ward im J. 1330 gelegt, und die Stiftung mit Gütern reich begabet. Der Kaiser verehrte dem Kloster ein, aus Italien mitgebrachtes, schönes Marienbild, die Stifterinn genannt, und fügte dem Kloster ein Institut für verdiente Ritter hinzu, die, so lange Ludwig lebte, standesmäßig unterhalten wurden. — Auch vielen andern Klöstern that er Gutes; wie er denn im J. 1330 den meisten baierischen Klöstern im Oberlande die niedere Gerichtsbarkeit verliehen hatte.

---

tung zu geben, und diese durch eine gefällige Art ihm theurer und unvergeßlich zu machen. Als er am Abend nach der Schlacht mit seinen Feldherren die Abendmahlzeit einnahm, bey welcher sich ein Abgang an Eyern zeigte, so daß jeder Anwesende nur ein Ey erhielt, legte er seinem obersten Feldherrn zwey vor, mit den Worten: „Jedem Mann ein Ey, dem frommen Schweppermann zwey.“

Ludwigs Herz war groß und gut. Beständig und ernstlich war sein Bemühen, mit dem Pabste ausgesöhnt zu werden. Indessen stellte er die Sache dem Himmel anheim, und bethete in der, mit seinem Hofe zu München verbundenen, Minoriten-Kirche täglich in Geheim, und an einem Orte, wo ihn das Volk nicht beobachtete. Dasselbe kannte gleichwohl seine rechtliche, fromme Gesinnung, seinen untadelhaften Wandel, und liebte ihn, und ehrte ihn hoch.

Selbst die ganze Reichsversammlung zu Frankfurt im J. 1338, die Churfürsten, alle Fürsten, Freye, und Edle, alle Domkapitel, Städte und Herren des Reiches, wurden von der Erzählung seiner bisherigen Schicksale, vielfältigen Leiden, und Demüthigungen innigst gerührt, und erklärten auf der Stelle, und zwar mit einem Eide, daß Kaiser Ludwig nach seiner Pflicht für das Reich gehandelt, und die Bannflüche des Pabstes Johann des XXII. nichts weniger als verwirkt habe. — Jedermann ließ seiner Rechtgläubigkeit, und ächten Gesinnung für die Kirche Gerechtigkeit widerfahren.

Der Himmel setzte den unverdienten Leiden dieses großen Kaisers, dieses für Baiern höchst wohlthätigen Regenten, ein früheres

Ziel. Mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit saß Ludwig am 11. Oktober 1347 beym Mahle, als er, wie öfters, heftiges Herzklopfen fühlte, plötzlich aufsprang, und ein Brechmittel nahm. Denn Versuche, ihn zu vergiften, glaubte er mehrmals, besonders in Italien, bemerkt zu haben. Bewegung und Anstrengung sollte den Körper stärken. Er reitet daher sogleich auf die Jagd, fällt aber in der Gegend von Buch bey Fürstenfeld mit heftiger Erschütterung vom Pferde in die Arme eines Bauers; ihm schwindet alle Kraft des Körpers. „Allmächtiger Gott! spricht er mit erhobenen Augen und Händen, „verzeihe mir armen Sünder! oft habe ich gefehlt, nie aber, du weißt es, dich im Herzen und Glauben geläugnet!" Mit diesen Worten verschied der tugendhafte Ludwig, dessen hohe Geistes-Gaben, und seltene Reinheit des Herzens in seinem ganzen Leben unverkennbar sich aussprachen.

Kurfürst Maximilian I. setzte diesem seinem großen Ahnherrn das herrliche Denkmahl im Chore der gegenwärtigen Metropolitankirche zu München, wo Ludwigs Gebeine ruhen; und Maximilian der König die majestätische Pyramide jenseits des Marktes Bruck bey Fürstenfeld an der Straße nach Mehring und Augsburg.

Barbara,
herzogliche Prinzessinn von Baiern.
1472.

Kurz ist die Geschichte dieser frommen Prinzessinn, aber inhaltschwer. Albert III. Herzog von Baiern-München, war ihr edler Vater; Anna, des Herzogs Erich von Braunschweig Tochter, ihre erhabene Mutter, von der sie im Jahre 1454 geboren worden, als der zehnte und letzte Sprosse ehelicher Liebe.

Kaum hatte sie das sechste Jahr ihres Alters erreicht, als ihr Vater, Herzog Albert, mit Tod abging, und die Nonnen des Klosters Anger sie zur Erziehung übernahmen. Diese hielten das, ihnen anvertraute, Kleinod in hohen Ehren, und verwendeten ihre ganze Sorgfalt dahin, Barbara zu einer Prinzessinn auszubilden, welche einst am Hofe als ein Spiegel fürstlicher Tugend verehrungswürdig erscheinen sollte.

Die edle Pflanze wuchs heran zur lieblichen Blume, und der Ruhm ihrer Vorzüge verbreitete sich, als sie mannbar geworden, auch in entfernte Länder.

Ludwig der XI., König von Frankreich, fand die baierische Prinzessinn Barbara einer Krone würdig, und warb um ihre Hand. Eine prächtige Gesandtschaft erschien am Hofe zu München, den feyerlichen Antrag ihres Monarchen gebührend zu eröffnen, und die Erklärung der Prinzessinn zu empfangen.

Albert der IV. der Weise, nun regierender Herzog, eröffnete seiner geliebten Schwester den glänzenden Werb-Antrag, in der angenehmen Hoffnung, sie, die Rose, mit der Lilie glücklich zu verbinden. Barbara bath sich drey Tage Bedenkzeit aus, und sie ward ihr gewährt.

Die Prinzessinn überlegte, ganz in sich zurückgezogen, mit dem Himmel, ob sie dem christlichen König ihre Hand geben, oder diese Ehre höhern Zwecken aufopfern sollte?

Am Ende ihrer Berathungs-Zeit fühlte sich die erhabene Herzogs-Tochter ganz eines andern Sinnes, als der Hof und die Stadt erwartet hatten. In geistiger Stimmung der Seele danket sie für die Aufmerksamkeit, welche ihr der große König geschenkt hatte, schlägt die schimmernde Krone, und die Freuden eines glanzvollen Hofes aus, und wählet frey und ungezwungen den Blumenkranz ewiger Jungfrauschaft. Sie nimmt den

Schleyer der Nonnen, die nach St. Klarens strengem Beyspiel im Kloster am Anger lebten.

Barbara, die edle Prinzessinn, war so in frischer Blüthe ihres Alters heldenmüthige Ueberwinderinn Ihrer selbst geworden. Die Welt staunte; der Himmel sprach seinen Beyfall durch selige Rührungen aus, die ihren Busen durchströmten; und stets fühlte sie Freude, ihm das Opfer ihres Herzens dargebracht zu haben.

In angenehmer Erinnerung pflegte Barbara eines lieblich riechenden Majoran-Stockes, ergötzte sich an dem Gesange munterer Vögel, die in einem geräumigen Käfig umher flatterten, und trug mit Bewilligung der Oberinn ein goldenes Kettchen unter dem Ordenskleide; alle drey Gegenstände waren Geschenke der geliebten Aeltern. Aber eines Tages verwelkte der Majoran; am andern Tage starben die artigen Vögel; am dritten sprang das goldene Kettchen am Halse entzwey. — Die fromme Jungfrau verstand diese Winke des Himmels; sie bereitete sich, in Fröhlichkeit des Herzens, zum Tode. Und 14 Tage waren seit jenem Vorfalle noch nicht verflossen, als der vollendete Engel hinüber ging in seine Heimath, im Jahre 1472 dem siebenzehnten ihres Alters.

Merkwürdig ist, was die Denkschriften des Klosters erzählen. Am vierzehnten Tage nach Barbaras Hinscheiden folgte ihr eine andere Schwester in die Ewigkeit; nach dieser in gleicher Zeit wieder eine andere; bis endlich zwanzig an der Zahl auf solche Art, und in genannter Ordnung in's höhere Leben übergegangen waren, um jenseits Theil zu nehmen an dem, was der Tugend beschieden ist.

Ulrich,

ein edler Baier und Gefährte des frommen Nikolaus von der Flüe.

1491.

Nicht immer ist es gut, und der Nachahmung würdig, sich ganz von menschlicher Gesellschaft abzusondern, und als Einsiedler ein beschauliches, aber unthätiges Leben zu führen. — Gleichwohl fanden sich oft Menschen, die in der Einsamkeit lebten, von ihrer Hände Arbeit sich nothdürftig ernährten, und außerdem in ihren Umgebungen so viel Gutes für Nebenmenschen wirkten, als sie durch Erbauung, Rath und That vermochten. Solchen, denke ich, ist Tugend und Edelmuth

um so weniger abzusprechen, je schwerer es ist, allen Freuden der Welt entsagen, die Reitze der Sinnlichkeit verschmähen, und ganz allein die Herrschaft des Geistes über sich walten lassen.

Gegen sechzehn Jahre schon hatte der fromme Nikolaus von der Flüe, oder von Unterwalden in stiller Einsamkeit gelebt, als Ulrich, ein edler Baier, von der Strenge dessen Lebens Kunde erhielt, und den Entschluß faßte, die hohe Tugend nachzuahmen. Er veräußerte seine Habe und begab sich auf die Reise, um den frommen Mann aufzusuchen, und, wo möglich, in Gemeinschaft mit ihm ein gleiches Leben zu beginnen.

Er fand den Einsiedler in einer waldigen Gegend, erklärte sich ihm umständlich, und bath dringend um die Erlaubniß, in der Nähe zu wohnen, damit er seinen Unterricht vernehmen, und nach seinem Vorbilde da leben könnte.

Der Einsiedler Nikolaus war zu bescheiden und demüthig, um Jemand belehren zu wollen: doch konnte er nicht umhin, die ernstlich wiederholte Bitte zu gewähren. Ulrich freute sich dessen, bezog die ihm eingeräumte Hütte, und bemühte sich, in Allem, beson-

ders im Fasten, seinem Meister nachzuahmen. Doch ward er bald belehrt, daß der Himmel seine Gaben auf verschiedene Weise mittheile, und daß nicht jeder auf einem und dem nämlichen Wege zum Ziele vollendeter Tugend gelange.

Nach einiger Zeit stellte Ulrich die ingehabte Wohnung dem Küster, der sie ihm eingeräumt hatte, zurück, und begab sich über die Melch in eine Felsen-Höhle, die er sich zur Wohnung erwählte. Unfern davon erbaute er sich eine Kapelle, und stellte hierin drey Altäre auf.

Dieser Ort war nun, und blieb Ulrichs geliebter Aufenthalt, wo er jede Tugend ausübte, wozu sich ihm eine Gelegenheit darboth. Strenge Enthaltsamkeit, und Selbstüberwindung waren das Hauptziel, das er unaufhörlich zu erreichen strebte, und auch glücklich erreichte. Vier Jahre waren verflossen, als der fromme Nikolaus voranging in's bessere Leben. Drey Jahre noch waren dem eifrigen Lehrjünger Ulrich vergönnt, und seine Haare ergrauten bereits, da er gleichfalls in seliger Hoffnung entschlief, auf dem gewohnten Lager; dieß war die Erde, und ein Stein diente anstatt eines Küssens unter seinem Haupte.

Sein Todestag war das hohe Frohn-leichnams-Fest; in der Pfarrkirche zu Kerns ward er begraben; und die Steinschrift sagt: „Hier liegt begraben Bruder Udalricus, welcher glückselig gestorben in dem Jahr des Heils, Vierzehnhundert ein und neunzig.“

Kunegunde,

Herzog Albert des IV. von Baiern Witwe.

1520.

Kunegunde, Kaisers Friederich des III. Tochter, hatte mit dem baierischen Herzoge, Albert dem IV., dem Weisen genannt, zwanzig Jahre in ehelicher Eintracht gelebt, drey Prinzen und vier Prinzessinnen geboren, und so weit es an ihr lag, vortrefflich erzogen, als sie im J. 1508 den 17. Mai ihren Gatten verlor.

Nun sich selbst überlassen, entschlug sich die erhabene Fürstinn der Ehren und Freuden des Hoflebens für immer. Von der Kirche hinweg, wo der Trauer-Gottesdienst für den abgeschiedenen Herzog verrichtet wor-

den, ging sie unmittelbar nach dem Nonnen=kloster Pittrich, um da in Abgezogenheit und stiller Betrachtung zu wohnen.

Einfach bekleidet, und mäßig im hohen Grade, liebvoll gegen Jedermann, die Nonnen als Schwestern ehrend, lebte Kunegunde daselbst in ächter Frömmigkeit über zwölf Jahre, bis sie endlich im J. 1520 ebenfalls aufgelöst ward, und in der herzoglichen Gruft neben dem Gatten ihre Ruhstätte fand, verehrt vom Volke, das ihre Tugend kannte, und hochschätzte.

Margaretha,

eine baierische Prinzessinn, und Nonne zu Alten=Hohenau.

1530.

Margaretha, Herzogs Georg des Reichen zu Landshut jüngere Tochter, erkannte frühzeitig das Wesen irdischer Glückseligkeit, und faßte den Entschluß, die Zufriedenheit ihrer Seele auf einem ganz andern Wege zu suchen. Das Nonnen=Kloster Alten Hohenau, am Innstrom ober Wasserburg gelegen, erwählte sie für ihre künftige Wohnstätte, und

verwechselte die weltliche Pracht mit dem Schleyer am 7. September 1494. Zwey Gefährtinnen, Barbara Obdacherinn aus einem adelichen Geschlechte von Kärnthen, und Barbara Rindbäckinn von Landshut, folgten ihrem Beyspiele am nämlichen Tage.

Margaretha verläugnete gänzlich ihre Geburt und vorigen Stand; die gemeinsten und niedrigsten Arbeiten verrichtete sie mit einer Emsigkeit, und mit einem Eifer, als wäre sie von Jugend an dazu erzogen und gewöhnt worden. Allen Schwestern wollte sie dienen, obschon diese mehr eine Mutter an ihr verehrten, als von ihr bedient seyn wollten. Gegen Alte, und Arme äußerst freygebig, litt sie oft Hunger, um das Ersparte jenen mittheilen zu können.

Ganz in ihr geliebtes Klosterleben vertieft, fuhr Margaretha in ihren Arbeiten fort, als nach dem Tode ihres Vaters jener baierische Erbfolge-Krieg ausbrach, welcher dem Lande so verderblich, und beyderseits mit großer Erbitterung geführt worden. Um in dem offenen Orte Alten Hohenau der Kühnheit der Soldaten nicht ausgesetzt zu werden, begab sich Margaretha nach Neuburg an der Donau, welches damahls wohl befestiget war. Dort nahmen die Nonnen solche Züge und

Beyspiele der Tugend an der Fremden wahr, daß sie bewogen wurden, sie als ihre Vorsteherinn und Mutter zu erwählen.

Dieses Amt versah die bescheidene Margaretha gegen zwölf Jahre lang auf die löbliche Weise; legte es nun aber, als eine, nur aus Liebe getragene, Last, nieder, um in Ruhe ihre klösterliche Tugend ausüben zu können.

Zehn Jahre noch hatte ihr der Himmel beschieden, nach deren Ablaufe die fromme Margaretha diese Zeitlichkeit verließ, am Feste der Erscheinung des Herrn im J. 1530, wie die Kloster-Schriften bezeugen. In Mitte der Kirche (zu genanntem Neuburg) ward ihr entseelter Leib beygesetzt, unfern von dem Grabe des heil. Hilarius.

Claudius Jajus,

aus der Gesellschaft Jesu.

1552.

Claudius Jajus, aus Savoien im Bisthum Genf gebürtig, ein sehr gelehrter Theolog, hat sich am Ende des Jahres 1533, oder im Anfang des folgenden, dem heiligen Ignatius, Stifter der Gesellschaft Jesu,

beygesellt, war einer aus den ersten zehen, ein sehr gelehrter, frommer, und tugendhafter Mann, der für Baiern sich große Verdienste erworben hat, und daher in gegenwärtiger Schrift mit Recht seinen Platz behauptet.

Das erste Mahl kam er nach Baiern, da er mit Nikolaus Babadilla, gleichfalls einem aus den ersten zehen Gesellschaftern des Stifters, nach Regensburg geschickt worden, um die katholische Religion daselbst gegen weitern Abfall aufrecht zu erhalten.

In dieser Reichsstadt ward bereits Luthers Lehre gepredigt, in einer andern Kirche das Abendmahl unter beyden Gestalten ausgetheilt. Claudius Jajus wendete alle schickliche Mittel an, den katholischen Theil der Einwohner im alten Glauben zu befestigen, die wankenden zu stärken, und zur vorigen Ordnung zurückzuführen. Mit öffentlichen Vorlesungen (welche auch die Widersacher bewunderten,) mit verschiedenen geistlichen öffentlichen Verrichtungen bewirkte er eine große Aufmerksamkeit, und bey Vielen Sinnes-Aenderung. Den Bischof bath er mit lebhafter Vorstellung, er möchte sich die Verbesseruug der verdorbenen Sitten angelegen seyn lassen; zeigte ihm auch die Art und

Weise, dieses Geschäft zu behandeln, ohne daß Jemand beleidiget werde.

Claudius Jajus hatte nichts Rauhes und Unangenehmes in seinem Wesen und Benehmen; Fröhlich- und Munterkeit lag in seinem Gesichte; eine anständige Gravität erhob, und zierte ihn. In Gesprächen war er weder einfallend, noch allzuhitzig, in allem Thun und Lassen herrschte eine gewisse Eingezogenheit. Nichts Hochtragendes, Höhnisch- oder Uebermüthiges war an ihm zu finden. Gütig gegen Jedermann gewann er Liebe und Achtung, zumahl da er die, für einen gestandenen Mann harte, Mühe über sich genommen hatte, die deutsche Sprache zu erlernen, wodurch er viele, die noch anzuhören fähig waren, bewog, der apostolischen Lehre treu zu bleiben.

Indessen hatten sich doch in der Gegenparthey viele Feinde vereinigt, die ihn heftig verfolgten, indem seine Bemühungen ihrer Bequemlichkeit, und freyen Denkungsart widerlich waren; man drohte, den fremden Eiferer in die Donau zu stürzen. Aber Claudius Jajus blieb standhaft; und unerschrocken antwortete er: „Die Reise nach dem Himmel ist zu Wasser eben so sicher, als zu Lande.—“ Es gab auch Leute, welche trach-

teten, ihn durch Gift, oder auf eine andere gewaltthätige Weise schnell aus der Welt zu schaffen; dieses alles übertrug der beherzte Mann mit voller Gelassenheit. Dessen freuten sich alle Gutgesinnte, besonders der Bischof, der ihn sehr lieb und werth hielt.

Claudius Jajus hatte angefangen, das Sendschreiben des Apostels Paulus an die Galater öffentlich auszulegen, und bekam nicht nur verschiedene Standes-Personen aus den Katholischen, sondern auch aus den Protesttanten zu Zuhörern; überhaupt hatte er, obschon diese an zwey Orten der Stadt öffentlich lehrten, dennoch immer einen großen Zulauf, so daß man ihn bath, die Kanzelreden, welche sonst zur Herbstzeit unterbrochen wurden, dennoch fortzusetzen.

Indessen kam der päbstliche Gesandte Bischof zu Caserta auf seiner Reise nach Nürnberg zu Regensburg an, benahm sich mit ihm, und befahl, er sollte dahin nachreisen. Da sich aber die Versammlung zu Nürnberg bälder, als man erwartet hatte, zerschlug, ertheilte genannter Nuntius den Gegenbefehl, er soll sich auf Verlangen des Herzogs aus Baiern nach Ingolstadt zur dortigen hohen Schule begeben.

Daselbst brachte er den ganzen Sommer zu, und bewirkte durch seine Gottselig- und Gelehrsamkeit sehr viel Gutes. Auf Verlangen der Professoren fing er öffentliche Vorlesungen an, um den berühmten Johann Eck, jenen tapfern Verfechter des katolischen Glaubens, der kürzlich vorher mit Tode abgegangen war, zu ersetzen.

Allein eben diese großen Eigenschaften, welche Jajus besaß, gestatteten ihm fast nirgend einen langen Aufenthalt. Da und dort, und wieder anderswo sollte er handeln und wirken, und viele hohe Personen wollten ihn bey sich haben, oder an geeigneten Plätzen verwenden.

Vor andern Bischöfen erhielt ihn Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, ordnete ihn neben einem Domherrn zum Kirchenrath nach Trient ab, wo er vom dortigen Bischof und Cardinal mit aller Ehrenbezeigung empfangen worden. Allein Jajus verbath sich die angewiesene bessere Wohnung, und nahm seinen Aufenthalt im Spital, um nebenbey den Kranken und andern Bedürftigen verhülflich zu seyn.

Dieser seiner Demuth ungeachtet kam Jajus bey den versammelten Bischöfen in so großes Ansehen, daß sie öffentlich sowohl

in den Zusammenkünften, als auch besonders in Geheim seiner Einsicht, und Arbeit sehr vielfältig sich bedienten, so daß er immer vollauf beschäftiget war. Es kam so weit, daß er zum Bischof von Trient sollte ernannt, und vom Pabste bestättiget werden; welche Erhebung Claudius Jajus, da sie ganz seinen Neigungen, seinem Berufe, und dem Geiste der Gesellschaft, der er angehörte, entgegen war, nur mit äußerster Anstrengung, und durch Vermittlung des Stifters Ignatius bey dem Kaiser, konnte abgelehnt werden.

Als dieser Sturm vorüber war, erfreute sich Jajus herzlich, und schätzte sich ganz glücklich, seinem Berufe und sich selbst wieder anzugehören. Herkules, Herzog von Ferrara verlangte jetzt seinen Beystand in Gewissens-Sachen; er ward dahin geschickt, schlug daselbst, eben so, wie vorhin zu Trient, die Wohnung im herzoglichen Pallaste aus, und nahm sie im Spitale bey den Armen und Kranken. Aber nicht nur dem Hofe leistete er die verlangten Dienste; Jedermann stand er bey. Am Morgen predigte Jajus dem Volke; Nachmittags erklärte er demselben die heilige Schrift: so daß er vor unausgesetzter Arbeit kaum zu einiger Erholung gelangte.

Indessen kam ein mächtiger Ruf für Jajus, welchem auch der Herzog von Ferrara nicht widerstehen konnte, da er den Zustand Deutschlands kannte. Wilhelm der IV. Herzog von Baiern hatte vom Stifter Ignatius drey Theologen, und nahmentlich den in Baiern schon rühmlich bekannten Claudius Jajus für die Universität Ingolstadt verlangt und erhalten. Mit päbstlicher Genehmigung reiseten also Salmeron und Petrus Canisius mit Jajus nach Baiern ab, und wurden zu München vom Herzoge mit offenen Armen empfangen. Er empfahl die verehrlichen Männer seinem Hofkanzler Leonhard Eck, der sie dann wie seine innigsten Freunde behandelte.

Nicht weniger ehrenvoll war ihre Aufnahme zu Ingolstadt. Daselbst erhielten sie von Mauritius Bischof von Eichstätt als Kanzler der Universität, in Begleitung aller Professoren und Doktoren Besuch in ihrem Quartiere, wurden mit einer schönen lateinischen Anrede, die Canisius aus dem Stegreife zierlich beantwortet hat, begrüßt, hierauf an einer gemeinschaftlichen Tafel bewirthet, und am folgenden Tage in das sogenannte alte Collegium eingeführt, wo jeder sein wohl eingerichtetes Zimmer bezog.

Salmeron fing an, die Briefe des heil. Paulus, Jajus die Psalmen Davids zu erklären; Canisius lehrte die scholastische Theologie. Der schon vorher auf dieser hohen Schule bekannte Jajus begann seine Vorlesungen mit dem Anfang des folgenden Jahres, und ward von allen Studierenden, und in der Stadt wohnenden Gelehrten mit großem Vergnügen angehört.

Sein Lob, verbunden mit jenem seiner Gefährten, sprach die gesammte Akademie in folgender gedruckten Nachricht aus. „Welch' große Freude wir alle jüngst genossen, wegen der Ankunft dreyer Theologen, als des Claudius Jajus, Alphons Salmeron, und Petrus Canisius, kann kaum genug ausgedrückt werden. Ihre Gegenwart hat unsere, vorhin schon veranlaßte, Hochschätzung und ihren Ruhm nicht nur gerechtfertigt, sondern unsere Erwartung ist noch übertroffen worden. Ihre tiefe Wissenschaft in göttlichen Dingen, ihre Erfahrenheit in allerley Gegenständen der Kunst und Gelehrsamkeit, dann ihres Wandels Gottseligkeit übersteigen alles, was wir uns von ihnen dachten, obschon wir vieles von ihnen erwartet hatten."

So lautete das Zeugniß der hohen Schule zu Ingolstadt für die ersten, nach

Baiern gekommenen, Jesuiten; und dieses war auch der Anfang aller Collegien, die nachher in Deutschland ihrer Gesellschaft übergeben worden; nämlich zu München, Dillingen, Wien, Prag, Luzern, Freyburg, Brundrut, nebst vielen andern.

Indessen Claudius Jajus mit seinen zwey Gefährten Salmeron und Canisius zu Ingolstadt lehrten, für die katholische Religion, und Sitten-Verbesserung rastlos, und wirksam arbeiteten, sollte Jajus nach Verona, gemäß dem eifrigen Verlangen des dortigen Bischofs zum Predigtamt sich begeben: doch gab der Cardinal-Bischof zu Augsburg Otto Truchseß der Sache die Wendung, daß Jajus in letzterer Stadt bey dem Reichstage Dienste leisten dürfte.

Auch Salmeron war anderswohin berufen, und zog mit Jajus von Ingolstatt hinweg. Wie ungern aber sie daselbst entlassen wurden, beweiset der Umstand, daß beyde von Vielen begleitet worden, die außer der Stadt unter Thränen von ihnen Abschied nahmen.

Der Stifter der Gesellschaft hatte ihren Abgang durch zwey Andere ersetzt, die mit Peter Canisius einige Zeit noch zu Ingolstadt lehrten, dann aber nach Wien geschickt

wurden, bis zu Ingolstadt das Collegium die vollständige Einrichtung erhielt.

Jajus ward auch zu Augsburg bey dortigem Reichstage sehr nützlich, und durch seine Dienste bey so vielerley Fremden beliebt. Diesen zeigte er sich durch guten Rath, jenen durch Bemühung und Arbeit gefällig; Jedermann gab er durch sein musterhaftes Leben anziehende Beyspiele; viele befestigte er im Glauben, oder brachte sie von der Zweifelsucht zur beruhigenden Ueberzeugung, und zur höhern Sittlichkeit zurück.

Da Jajus zu Augsburg so viel Gutes wirkte: hat der Bischof von Laibach, der ihn sehr hochachtete, und nach ihm die andern Jesuiten günstig beurtheilte, dem König Ferdinand (dessen Gewissensrath er war) die Errichtung eines Collegiums bey der Universität zu Wien eingerathen, und die Ausführung im J. 1551 bewirkt.

Dahin ward nun, mit 12 Andern, auch Jajus geschickt, der sich das Sendschreiben des heil. Paulus an die Römer zur Erklärung auswählte; damit er mehr Gelegenheit hätte, die Glaubens-Gegner zu widerlegen.

Der würdige Mann hatte seine Kräfte für das Haus Gottes verzehrt; sein Kampf

war ausgekämpft; die unausgesetzten Mühen, und anstrengenden Arbeiten führten sein Ende herbey, das im folgenden Jahre am sechsten Tage des Augustmonaths, eintrat.

Wie werth der Abgeschiedene der Universität zu Wien, und allen, die ihn kannten, wegen seiner Gelehrsamkeit und bewährten Tugend gewesen, zeigte die große Trauer und die zahlreiche Begleitung seiner Leiche, da man ihn zu Grabe trug. Er ward in der Kirche der Franziskaner, die ihn sehr liebten, beygesetzt, weil man befürchtete, die nahe an den Stadtmauern gelegene Kirche, worin die Societät damahls ihren Gottesdienst verrichtete, möchte in Kriegszeiten niedergelegt werden.

So hatte sich die Universität Wien beeifert, sein Grabdenkmahl zu verewigen; aber auch jene zu Ingolstatt blieb hierin nicht zurück. Sie stellte in dem Hörsaale der Theologen, wo auch anderer Professoren Lobsprüche zu lesen waren, eine Denkschrift auf, die in der deutschen Sprache lautet, wie folgt.

„Claudius Jajus, ein Savoier, Doktor und Professor der Theologie, aus der Gesellschaft Jesu, ein Mann von angenehmsten Sitten, welcher die Gelehrsamkeit mit der

Gottseligkeit beständig vereinbarte. Dieser hat auf unserer hohen Schule den Ruhm der Heiligkeit bey Hohen, Mittern und Niedern erhalten; war Jedermann so lieb als nützlich; ist auch aus jenen zehen gewesen, welche der Gesellschaft Jesu Anfänger und Stifter waren. Von hier nach Wien in Oesterreich berufen, ist er daselbst zu den ewigen Freuden übergegangen, die er allzeit vor Augen und in seinem Gemüth gehabt, im Jahre Tausend fünf Hundert, fünfzig zwey."

Dieses Ehren-Denkmahl hat ein Mann, wie Claudius Jajus war, vollkommen verdient. Seine Bemühungen für Erhaltung der katholischen Religion waren in Italien, Baiern, Schwaben, und andern deutschen Ländern von bestem Erfolge. Auf dem Reichstage zu Augsburg, und an andern Orten hielt er sich in Vertheidigung der römischen Kirche tapfer und standhaft; bey hohen Standes-Personen, weltlich- und geistlichen, war er beliebt und, seiner Bescheidenheit ungeachtet, in großem Ansehen. Die Lehren der Glaubens-Gegner bestritt er so kräftig, daß sie ihm ihre Hochachtung nicht versagen konnten, und ihn selbst nach Sachsen einluden, um mit ihren vornehmsten Glaubens-Verfechtern in einen Wortkampf sich einzulassen.

Seine Weise, auf der hohen Schule zu lehren, war ganz klar, bestimmt, kräftig, und angenehm. Und um alles kurz zusammen zu fassen, dürfen wir nur sagen: wegen Claudius Jajus gewannen Hohe und Niedere den aufkeimenden Orden der Gesellschaft Jesu lieb, durch ihn vorzüglich fand er so schnelle und gute Aufnahme.

Maria Renata,

Herzoginn von Baiern.

1602.

Wenn je ein Fürst sich des Glückes freuen durfte, einen geliebten Sohn würdig, und ganz nach Wunsch vermählt zu haben: so war Albert der fünfte, regierender Herzog von Baiern, in diesem angenehmen Falle.

Maria Renata, Franz I. Herzogs von Lothringen, und Christina dessen Gemahlinn, Tochter, ward zur Braut des Erbprinzen, Wilhelm des Fünften, erwählt, und das Beylager im Jahre 1568 zu München vollzogen, unter Feyerlichkeiten, welche durch eine fortdauernd eheliche Eintracht und Liebe vollkommen gerechtfertigt wurden.

Das erhabene Paar glich sich ganz an Verstand, reinsten Sitten, edeln Gemüths-Neigungen, an wahrer und beständiger religiöser Tugend, so daß man zweifeln muß, ob eines dieser beyden Vermählten, und welches das andere übertroffen habe. Sie ward bis zum Jahre 1587 Mutter von zehen Kindern, auf deren erste Erziehung Renata den wohlthätigsten Einfluß hatte. Die jüngste Prinzessinn war Magdalena, die gleich einer andern Theodelinda ihren Gemahl, Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf am Rhein, Herzog zu Neuburg mit den meisten Unterthanen zum katholischen Glauben zurückgeführt hat.

Maria Renata war äußerst sparsam mit der kostbaren Zeit; den größten Theil derselben opferte sie erbaulichen Betrachtungen, und Werken der Gottseligkeit auf; sie war eine herzlich fühlende, und freudig thätige Mutter der Armen und Kranken, eine zweyte Elisabeth, welche sie als Muster nachzuahmen strebte.

Die erhabene Frau gab den Rath zur Stiftung eines Spitals, welches den Nahmen dieser Heiligen führen sollte; Sie selbst begann die Stiftung mit einem Geschenke von zwanzig Tausend Dukaten. Jene zwey Tausend Dukaten, welche ihr jährliches Ein-

kommen bildeten, gehörten den Armen zu; und sie hätte ihr Gewissen beunruhigt, wenn ein Heller hiervon für einen andern Gebrauch wäre verwendet worden.

Zwey und siebenzig arme alte Weibsper-sonen waren Renatens geistliches Frauenzim-mer, die jedoch nicht ihr dienten, sondern umgekehrt von der demuthvollen Fürstinn be-dient wurden; denn täglich speisete sie zwölf derselben an der Tafel, da ihr Gemahl der Herzog gleichen Dienst an zwölf Männern verrichtete.

So lange Maria Renata lebte, konnte kein Waise klagen, daß er ohne Mutter wäre; auch kein Kranker blieb ohne Trost. Sie eilte zu ihren Betten, nicht anders als zu einem Orte der Ergötzlichkeit; und damit kein Hülfe-Bedürftiger übergangen würde, hatte sie Nachforscher aufgestellt, welche in niedrigen Hütten den Kranken nachfragen mußten; so daß der Herzog ihr Gemahl zu sagen pflegte: „wenn Jemand die Liebe ab-mahlen wollte, müßte er nur seine Renata im Bilde darstellen; denn er würde an ihr alle Kennzeichen finden, welche der Apostel Paulus der reinen Liebe zugeeignet hat.“

Gegen sich selbst war die edle und fromme Herzoginn äußerst sparsam in Speise und

Trank, so daß es auch bey ihr einzutreffen schien, was der heilige Leo von der Tugend gesagt hat: „ihre Speise sey das Fasten.“

Wider die Meinung der Aerzte sagte Renata ihr baldiges Ende vor. Da sie nun mit ihrem Gemahl eine Wallfahrtsreise nach Ebersberg und Altenöttingen machte, ward sie von einem Fieber befallen, welches die Aerzte als unbedeutend betrachteten, sie aber tödtlich erklärte. Mit Freuden sah sie ihrer Auflösung entgegen, welche auch erfolgte am 23. Mai des Jahres 1602. Beweint von allem Volke ward Renata mit jenen Ehren, die einer Heiligen gebühren, in der Gruft der St. Michaelskirche beygesetzt, die Wilhelm ihr Gemahl so herrlich aufgeführt hatte.

Maria,

Gräfinn von Helfenstein, geborne von Hohenzollern.

1611.

Maria, Gräfinn von Hohenzollern, war mit Suicard Grafen von Helfenstein, herzoglichen Pfleger zu Landsberg, vermählt. Beyde strebten mit einhelligem Sinn nach dem erkannten Guten, und stif-

keten in dieser Absicht eben daselbst ein Collegium und Probierhaus für den Orden der Gesellschaft Jesu.

Obschon dieses edle Paar durch seinen tugendhaften Wandel bereits alle Achtung sich erworben hatte: strebte dennoch Maria, da sie im J. 1599 ihren Gemahl verloren hatte, unausgesetzt nach höherer Vollkommenheit. Sogleich legte sie ihre köstlichern Kleider ab, und begnügte sich mit geringem Unterhalt. Kam eine bessere Speise auf den Tisch: versuchte sie dieselbe kaum, sondern schickte Alles kranken Personen zu, gegen welche Maria überhaupt sich sehr wohlthätig erwies, und für ihren Behuf eine Apotheke unterhielt, aus der ihnen Arzneyen mit reichlichem Allmosen verabfolgt wurden.

Mit diesen Werken der Liebe verband sie eine ausnehmende Frömmigkeit, und Zurückgezogenheit von der Welt, bis sie nach 12 Jahren ihres Witwenstandes diese gänzlich verließ, und ihre Ruhestätte in der Kirche der Societät fand, die sie zu Erben eingesetzt hatte, im J. 1611.

Jachelina,
Gräfinn von Schwarzenburg.
1622.

Jachelina stammte von den berühmten Freyherren von Claremont, und Grafen von Welschneuburg ab. Ihr Gemahl war der Graf von Schwarzenburg, Obersthofmeister des Herzogs Wilhelm des Fünften; nach dessen Tode sie gegen 32 Jahre im Witwenstand verharrte, und diese ganze Zeit der Ausübung jeder Tugend, besonders der Andacht, Verdemüthigung, und Ueberwindung ihrer selbst opferte.

Ihren Hang zur Gottseligkeit auch Andern mitzutheilen, bestrebte sich Jachelina mit allem Eifer. Zarte Jungfrauen, die bey ihr in Diensten waren, oder außerdem zu ihr kamen, munterte sie zum tugendhaften Wandel kräftig auf, und bewirkte so viel, daß dreyßig derselben dem Weltleben entsagten.

Uebrigens war Jachelina äußerst zart in dem Verhalten gegen Andere. War nur ein Wörtchen aus ihrem Munde gekommen, das etwa Jemand beleidigen konnte: so bath

sie um Vergebung; Mägden war sie mehr Mutter, als Frau. So lebte, und so starb sie, am 16. Hornung, im Jahre 1622, dem 59. ihres Alters, und ward nach ihrem Wunsche zu Ebersberg in der Kapelle des heil. Mauritius begraben.

Wilhelm der Fünfte, Herzog in Baiern.

1626.

Wilhelm, der Fünfte, zugenannt der Fromme, erbte mit der Regierung seines Vaters, Albrecht des Fünften (der im J. 1579 starb) auch dessen Frömmigkeit, und Eifer, die katholische Religion in Baiern zu erhalten.

Dieses vorgesteckte Ziel erreichte auch der eifrige Fürst durch sein vorleuchtendes Beyspiel, und durch die Anstalten, welche er für Unterricht, und Sittenverbesserung mit großem Aufwande traf.

Seine fromme Gemahlinn, Maria Renata, die ihm bereits im J. 1568 angetraut worden, wirkte nach allen Kräften mit, um Jedermann zu einem sittlichen und ehrbaren

Wandel, zur Andacht im Gottesdienste auf=zumuntern, und die, unter den Unruhen der Kirchen=Spaltung, lau gewordenen Herzen auf das Neue zu erwärmen, und für die alte Religion zu entzünden. Bey jeder Gelegenheit einer öffentlichen Andachts=Uebung erschienen Wilhelm und Renata auf eine erbauende Weise, ohne Prunk, und Geräusch, in stiller Demuth, und Verläugnung ihrer Würde.

So verhielt sich dieses erhabene Paar bey den Wallfahrt=Reisen, die es öfter nach Altenöttingen, und Tuntenhausen meistens zu Fuße, unternahm. Petrus Canisius, von welchem in der Lebens=Beschreibung des Claudius Jajus Meldung geschehen, hat diese Wallfahrten mit folgender kurzen, aber wesentlichen Schilderung belobend dargestellt. „Mit welchem Pomp, schreibt er, hat Wilhelm seine Reise nach Tuntenhausen angestellt? — Er begab sich auf den Weg in einer so geringen Kleidung, daß ihn die Begegnenden nicht erkannten. Sein Pferd überließ er dem Priester, der ihn begleitete, und ging den langen Weg zu Fuße, mit gar wenigen Gefährten, und keinen andern Waffen, als einem Pilger=Stabe, der etwa nicht drey Pfenninge werth war, den er in der

Hand zu tragen sich nicht scheute; und all dieses geschah in großer Sommer-Hitze, welche die Reise noch beschwerlicher machte."

Eine gleiche Andacht beseelte den Herzog und seine Gemahlinn bey dem Jubeljahre, wo sie in eigener Person die zu Tische geladenen Armen, — Wilhelm die Männer, Renata die Weibspersonen, bedienten; ein Werk der Liebe, welches sie hierauf in beständige Uebung brachten. Dazu kam noch, daß der eifrige Herzog bey dem nicht stehen blieb, was er in seinem Lande zur Ehre der Religion, und für Unterstützung der Bedürftigen thun konnte: seine Wohlthätigkeit erstreckte sich sogar bis in entfernte Länder; wie er denn sowohl nach Loretto ansehnliche Opfer, als auch nach Rom viele tausend Gulden zum Behuf der Pilgrimme durch Wechsel überschickt hat.

Nach dem Antritt seiner Regierung wendete er noch desto mehr alles an, was ihm zu Gebothe stand, um den religiösen Eifer in volle Flammen zu setzen. Gleich im folgenden Jahre 1580 ließ der Herzog die Gebeine des heiligen Benno, Bischofs von Meissen, an seinem Gedächtniß-Tage, den 16. Junius, von der Hofburg nach der Stifts- und Pfarrkirche der heiligen Jung-

frau, mit großem Gepränge, wie in einem Triumphe übertragen, und daselbst zur Verehrung beysetzen. Um aber auch die Stadt von Allem zu reinigen, was den Anstalten für Andacht und Erbauung widersprechen könnte: ließ der Herzog die vormahls, zwar in gewisser guter Absicht, eingerichteten weiblichen Freyhäuser für immer sperren.

Der erste Tag des Jahres 1583 gab dem Herzoge Gelegenheit, an die Erbauung eines Gotteshauses zu denken, worin die Väter der Gesellschaft Jesu das Volk zu ihren Andachts-Uebungen versammeln könnten. Bisher war ihnen eine kleine Kapelle von den Augustiner-Mönchen überlassen; die aber zu wenig Raum für eine Volksmenge hatte, wie sie an jenem feyerlichen Tage zur Theilnahme an einem besonders verkündeten Ablasse herbeygeströmt war.

Wilhelm sah es, und faßte den Entschluß, einen Tempel zu bauen, welcher seine Gefühle und Ehrfurcht für die Majestät des Allerhöchsten ausdrücken, und den Titel des heil. Erzengels Michael führen sollte, an dessen Festtage Wilhelm geboren war.

Nicht drey Tage verflossen, da er schon Baumeister abordnete, welche den Platz für

eine so große Kirche, als er aufführen wollte, abstecken mußten. Und Wilhelm griff dieses kostbare Werk herzhaft an, entschlossen, alle Beschwerlichkeiten zu überwinden, und allen Widersprüchen zu begegnen; wie er denn neben Andern, selbst auch seine Mutter, die Herzoginn-Witwe, durch eine schriftliche Erklärung seiner wichtigen Gründe für das große Unternehmen gewinnen mußte, um die kindliche Ehrfurcht nicht zu verletzen, da sie ihn ernstlich hievon abmahnen wollte.

Da nun der Bau der St. Michaels-Kirche in vollem Betriebe war, ließ der Herzog im Jahre 1585 auch jenen des ansehnlichen Collegiums beginnen. Ganz begeistert von und für diese Unternehmungen, machte Wilhelm zu gleicher Zeit eine Reise nach Loreto in Italien, um sich desto mehr für religiöse Uebungen zu entflammen. Ihm gingen reiche Geschenke voran, die er dem heiligen Hause daselbst zum Opfer brachte: ein vortreffliches Pferd, eine Vorstellung der Flucht Christi nach Aegypten in Silber gearbeitet, ein silberner Kronleuchter 80 Pfunde schwer, der sich in 24 kleinere Leuchter vertheilte, und eben so viele Kerzen trug. Diese sollten vierzig Tage im Jahr vor dem Altare der seligsten Jungfrau brennen, indem eine

eigene Dotation oder Stiftung hierfür ausgesetzt war.

Als nun Wilhelm daselbst ankam, bestand seine Begleitung nur in vier Personen; und seine Wohnung nahm er nicht in dem, für hohe Personen eingerichteten, Pallaste, sondern im Collegium der Gesellschaft Jesu. Von hier aus besuchte er die heilige Kapelle oft und vielmahls; und immer war das Volk durch die Ansicht seiner tiefsten Verdemüthigung, und höchsten Andacht erbaut. — Jenen Opfern fügte Wilhelm in Person ein goldenes Buch bey, in welchem die Kunst mit der Materie stritt, so daß, nach Zeugniß Turselins, der Schatz von Loreto kaum etwas enthielt, das größere Bewunderung erregen konnte.

Um eben diese Zeit war es, da der eifrige Herzog das Collegium des heil. Mårtirers Ignatius für seine Alumnen, und andere Kostgänger von verschiedenen Ständen, nämlich das bekannte Convict zu Ingolstadt, erbaute, und zu München das Seminarium, und Gymnasium zu errichten, und mit hinlänglichen Stiftungen zu versehen anfing. Sogar auch in der Reichsstadt Regensburg erhob sich ein Collegium für Jesuiten auf Betrieb, und größtentheils auch durch Zu-

schuß des Herzogs Wilhelm, der seinem, zum Bischof daselbst erwählten Sohn Philipp taugliche Arbeiter in dem Weinberge des Herrn an den geschätzten Vätern der Gesellschaft Jesu zu verschaffen strebte. Ebenso war er der Erste, der sie auch nach Altenöttingen verordnete, wo das Zusammenströmen so vieler Fremden, und Umwohnenden an diesem berühmten Wallfahrts-Orte eine größere Zahl von Priestern und Predigern zu erfordern schien.

Im Jahre 1590 ergab sich die Unannehmlichkeit, daß der, an dem Kirchenbau zu München bereits 200 Schuhe hoch aufgeführte Thurm den Einsturz drohte, und nachdem die vier Glocken hinweggebracht waren, am 11. Mai wirklich einstürzte, ohne jedoch einen Menschen, oder ein anders Gebäude zu beschädigen. Weder dieser Unfall, noch das Murren des Pöbels konnte den Herzog wankend machen. Er glaubte vielmehr, eine Anmahnung hierdurch erhalten zu haben, daß er den Bau des Ganzen noch mehr verherrlichen solle. Und dieses geschah auch, indem ein prächtiger langer Chor, und mehrere Seiten-Kapellen angebaut wurden, und so dieser herrliche Tempel mit seinem, durchaus schwebenden, Decken-Gewölbe seine Vollen-

dung erhielt; ein Meisterstück von eben so geschmackvoller als prächtiger Bauart, welche Kühnheit mit majestätischer Simplicität verbindet, und die Seele des Eintretenden vorerst mit Erstaunen, dann mit sanftem Entzücken erfüllt.

Der für Religion und Sittlichkeit zum Höchsten begeisterte Herzog fühlte je länger, je mehr, eine unwiderstehliche Neigung zur Einsamkeit, die sehr bald den klugen Staatsmann überwältigte, und ihn zum Entschlusse bewog, die Regierung seinem Erbprinzen Maximilian abzutreten. Dieses geschah auch wirklich im Jahre 1596, dem fünfzigsten seines Alters, und neun und zwanzigsten vor seinem Hintritte.

Und nun, befreyt von Regierungs-Sorgen und Geschäften, überließ sich der Herzog seinem Hange zu frommen Betrachtungen, und wandelte oft ganze Wochen in melancholischen Gegenden, von stillem Tiefsinn geleitet, dahin. Sein erstes Geschäft in dieser Lage war die Verherrlichung des Festes der Einweihung jenes prächtigen Tempels. Sie ward am 6. Julius 1597 in Gegenwart von 24 Fürsten-Personen mit ausnehmender Pracht vorgenommen; und der Stifter genoß zugleich die Freude, daß sein Sohn

Philipp, Cardinal und Bischof zu Regensburg die erste Kanzelrede bey dieser Feyerlichkeit hielt.

Wilhelm ward bald nachher durch den Tod dieses Prinzen, mit dem er im folgenden Jahre 1598 große Hoffnungen begrub, in tiefe Trauer versetzt: doch ergab sich der fromme Fürst leicht und schnell den Fügungen des Himmels, der auch im Jahre 1602 seine tugendhafte Gemahlinn Renata zu sich nahm. Desto mehr zog sich Wilhelm in seine geliebte Einsamkeit zurück, und bewohnte, um seinem Gotteshause möglichst nahe zu seyn, die Zimmer über der Kreutz-Kapelle, die an den Chor dieser Kirche stößt. Sie wurden lange nach ihm die Wilhelmischen genannt.

Er war Tisch- und Hausgenosse seiner lieben Jesuiten, die ihm Alles verdankten. Er legte den Grund zu einer kostbaren Sammlung, die in Folge der Zeit zu einem großen Schatze erwuchs, in einem eigenen Gewölbe des Collegiums aufbewahrt worden, und das Erstaunen aller Schätzer solcher Sammlungen auf sich gezogen hat.

Die dringende Neigung zur Einsamkeit hinderte ihn gleichwohl nicht, für Andere

thätig zu seyn. Das Pilgerhaus, welches er eingerichtet hatte, betrachtete er als einen Ort für tägliche Ausübung der Menschenliebe. Er wusch den Fremdlingen die Füsse, trug ihnen die Speisen auf, und würzte sie mit seiner Freundlichkeit, und ermunternden Gesprächen. Nachdem er diese Fremdlinge drey Tage lang bedient, und gestärkt hatte, versah er sie überdieß mit einer Wegzehrung, die so beträchtlich war, daß für diese Ausgabe allein schon jährlich mehr als 3500 Fl. in die Rechnung kamen.

Das andere Haus solcher Uebungen war das Spital der Unheilbaren, deren Besorgung er sich allein vorbehalten hatte. Diese besuchte er täglich, setzte sich neben ihnen auf das Bett, gab ihnen gute Lehren zur Geduld, legte sie bequemer, wenn sie etwa über ein hartes Liegen klagten; gab ihnen die Speisen in den Mund, und war ihnen auf solche Art anstatt der unbrauchbaren Hände.

Wollte er eine mehr muntere Mahlzeit haben, und sich ergötzen: so erwählte er wöchentlich zwey bis drey Mahle einige Leute von niedrigem Stande, setzte sie oben an den Tisch; er aber nahm unten Platz, schnitt ihnen vor, reichte ihnen zu trinken, und sorgte aufmerksam dafür, daß sie nicht etwa

schlechter, als er wollte, gehalten würden. Nebenbey genossen siebenzig dürftige Männer ihren beständigen Unterhalt, mit der einzigen Verbindlichkeit, monathlich zum Genusse des heiligen Abendmahles sich vorzubereiten; und dieses Almosen verewigte er auch für künftige Zeiten durch eine eigene Stiftung.

All dieses war dem frommen und wohlthätigen Wilhelm noch nicht genug. Er begab sich wochentlich in die Bürger-Spitäler, und ermunterte die Leidenden mit freundlicher Ansprache. Niemahls war er fröhlicher, als nach solchen Verrichtungen; und nicht nur in der Stadt, welche doch solcher Häuser und des Elends so viel hat, sondern auch auf dem Lande in den niedrigen Hütten suchte er jene auf, die er trösten könnte, sogar ohne Abscheu gegen Aussätzige; denn seine Tugend der Nächstenliebe war fest auf die Religion gegründet, und erstreckte sich bis über das Ende der gepflegten Dürftigen hinaus, indem er sie ordentlich begraben ließ, und sogleich wieder mit andern ersetzte.

Unter solchen Verrichtungen demüthiger Herablassung dachte Wilhelm nicht mehr, daß er regierender Fürst gewesen. Darum verhielt er sich nicht nach dem Beyspiel der damahligen Fürsten, und wollte die früher

Abgestorbenen zum Vorbild nicht annehmen; sondern suchte sich Beyspiele aus den ältesten Zeiten, und einsamsten Wildnissen zur Nachahmung auf: das Leben der Einsiedler Paulus, Antonius, und Macarius wünschte er an sich zu erneuern; und diese Vorstellungen hatten solche Gewalt über ihn, daß er stets nur in einem schlechten, langen schwarzen Rock nach Art der Pilger gekleidet einher ging, und zu Schleißheim, und zu Neudeck ob der Au jene Wildnisse anschaulich darzustellen weder Mühe, noch Kosten gescheuet hat. An diesen Orten errichtete er Einsiedeleyen, und verbarg sich in denselben, und freute sich des geistreichen Dunkels der Wälder, in denen er einsam wandelte, und des heiligen Schauers, den ihr überraschender Anblick einflößte.

Sein letztes Werk war die Kirche des heiligen Carolus Borromäus ob der Au, den er schon im Leben hochgeschätzt hatte, und nach seiner frühen Heiligsprechung im steten Andenken erhalten wollte. Und so, mit frommen Unternehmungen dieser Art, erreichte Wilhelm V. das acht und siebenzigste Jahr seines Alters. Um gut zu sterben, unterließ er nichts, was zu diesem schönen Ziele führen konnte. In Gegenwart seiner Söhne,

unter dem Gebethe der Geistlichen starb er eines sanften Todes, oder, wie Maximilian der Churfürst sagte, hörte er zu leben auf, im Jahre 1626 am siebenten Hornung.

In seinem Testamente war verordnet, man solle ihn ohne alles Gepränge zur Erde bestatten, nichts zu seinem Lobe schreiben, oder in der Kirche aufhängen. Die Väter der Societät richteten ein Todten-Gerüste auf, ansehnlicher zwar, als des Abgeschiedenen Wille war, doch viel geringer, als ein solcher Stifter und wahrer Vater um sie verdient hatte. Die Dichter mußten sagen: sie hätten diese und jene Tugenden und Thaten zu rühmen; aus Gehorsam aber gegen das Geboth zu loben mußten sie schweigen; und so haben sie stillschweigend alles gesagt.

Bey dem Leichen-Begängnisse haben die Hofherren den Leib bis in die Kirche, die Väter der Gesellschaft aber in die Gruft getragen, unter welchen der baierische Geschichtschreiber, Jesuit Brunner, gewesen zu seyn, sich glücklich schätzte, wie er in seiner lateinischen Beschreibung versichert hat: denn sie nahmen den Leichnam wie jenen eines Heiligen, und künftigen Schutz-Patrons ihrer Kirche, und ihres Collegiums an und auf,

durchdrungen vom Gefühle innigster Verehrung und Dankbarkeit.

Wilhelm, der Fromme, ruhet in dieser ehrwürdigen zweyten Fürstengruft, wo früher seine Gemahlinn Renata, nach ihm aber Maximilian I. mit seinen zwey Gemahlinnen Elisabeth und Maria Anna, der Herzog Maximilian Philipp, und dessen Gemahlinn Mauritia Febronia beygesetzt worden. Selbst die Grabschrift auf dem, über die Gruft gelegten, Denkstein spricht Wilhelms Lieblings-Tugend, die Demuth seines Herzens, aus. Nach seiner Angabe, und ausdrücklichem Willen besteht diese Schrift aus folgendem Bußgebethe:

„Commissa mea pavesco, et ante te erubesco; dum veneris judicare, noli me condemnare.“

„Ich verabscheue meine Vergehen, und stehe beschämt vor dir; wenn du kommst zu richten, verdamme mich nicht!“

Worüber sich Gustav Adolph, König von Schweden, als er im Jahre 1634 siegreich in München eingezogen war, und die herrliche Kirche zum heil. Michael besuchte, nicht wenig verwunderte, indem er die Demuth dieses großen Herzogs anpries, und sie, bey seinem Wandel und Verdienste höchst selten fand.

Mathäus Raderus,

aus der Gesellschaft Jesu.

Ein Mann, der wie Mathäus Raderus die große Arbeit unternahm, in Urkunden, Schriften und Büchern hinlängliche Nachrichten von den Heiligen, Seligen und Frommen baierischer Nation aufzusuchen, zu sammeln, und in Form von Lebens-Beschreibungen der Welt zur Erbauung darzustellen, — ein solcher Mann verdient eben darum allein schon unsere Aufmerksamkeit, unsern Dank, und jene Hochachtung, welche man tugendhaften Personen schuldig ist; denn Tugend ist es, durch Aufstellung nachahmungswürdiger Beyspiele Erbauung bewirken zu wollen, und sie, wie hier geschehen, durch anhaltende, mühsame Arbeit sie wirklich hervor zu bringen.

Mathäus Raderus ward zu Innichen im Tirol geboren im J. 1561, und zwanzig Jahre nachher in den Orden der Jesuiten aufgenommen. Hier lehrte er in der Folge zwey und zwanzig Jahre hindurch die Rhetorik, oder Wohlredenheit mit rühmlichem Erfolge, und setzte für sich selbst das Studium der griechischen und lateinischen Spra-

chen so inständig fort, daß er in beyden zu einer Vollkommenheit gelangte, die ihn unter die berühmtesten Meister derselben erhob, wie seine, im Drucke erschienenen, Schriften beweisen.

Diese vorzügliche Kenntniß der beyden Hauptsprachen des klassischen Alterthums hatte sich Pater Mathäus durch vieles Lesen und Studieren erworben; eine herrliche Nebenfrucht war aber die große, eben hierdurch erlangte Einsicht in die Geschichte der Menschen und ihrer Sitten, die sein treffliches Gedächtniß bis in das hohe Alter ihm treulich aufbewahrte.

Die Folge einer solchen Gelehrsamkeit war, daß er nicht allein den gelehrtesten Männern seiner Zeit, dem Justus Lipsius, Martin Delri, und Marx Welser, bekannt geworden, und ihre Liebe und Hochschätzung erworben, sondern auch Gunst und Gnade bey hohen fürstlichen Personen, besonders bey dem Churfürsten Maximilian I. von Baiern gefunden hat. Dieser sah auch keinen für tauglicher an, das beabsichtete Werk, das heilige und gottselige Baiern genannt, zu Stande zu bringen, als den Pater Mathäus Raderus. Und wahrlich!

der einsichtsvolle Fürst hat sich hierin auch keineswegs getäuscht.

Die besondere Gewogenheit hoher Fürsten ward aber auch durch die eben so demüthige, als sittsame aufrichtige und fröhliche Weise, nach welcher der ehrwürdige Mann sich verhielt, erworben. Dieser Vorzüge ungeachtet konnte ihn weder seine Geschicklichkeit, und das große hierdurch gewonnene Ansehen, noch die Gnade vornehmer Fürsten reitzen, sich mit einigem Stolze zu erheben: immer pflegte er sich selbst nur das „arme Bäcker-Büblein" (auf sein Herkommen deutend) zu nennen.

Gelehrsamkeit, und gelehrte Arbeiten hinderten übrigens den fleißigen Mathäus keineswegs an den Uebungen der Andacht, und an erbaulichen Betrachtungen. So wie sein Verstand die wahren standhaften Tugenden höher als alle Wissenschaft schätzte, liebte auch sein Herz jene ungleich mehr als diese. Alle, die seine Schriften kennen, werden dieses bestättigen; denn aus ihnen leuchtet ein Gemüth hervor, das von der Vergänglichkeit abgewendet, jenes Gut allem Andern vorzieht, welches aller Güter vollkommenster Ursprung, und Inbegriff ist. Um es kürzer zu sagen: die Verfassung seiner Werke,

besonders des heiligen Baierns, war für sich selbst schon ein beständiger Umgang mit dem Ewigen.

Mit diesen zwey Stücken denn, mit dem Dienste Gottes, und nützlichen Wissenschaften hat Raderus sein Alter in das drey und siebenzigste Jahr erstreckt. Obschon er noch unterschiedliche erbauende Schriften, besonders ein Register aller Heiligen aus allen Ländern, und Ständen zu vollenden wünschte: hat er doch gegen das Ende seines Lebens mehrmahls erklärt, er sterbe gern, und könne nicht über eine kurze Lebenszeit klagen.

Er sah den Tod stets vor sich, der in dem Pest-Jahre 1634 in der Stadt München so Viele hinwegraffte, und aus dem dortigen Collegium der Jesuiten allein schon 30 dem Grabe überliefert hatte. Raderus entging ihm bis in den Monath Dezember; nun aber fiel er unglücklicher Weise über eine Treppe hinab, und verwundete sich das Haupt. Dazu gesellte sich ein anderes Uebel, welches seinem fromm-thätigen Leben ein Ende machte. So starb er am 22. Tage des Christmonaths in benanntem Jahre, und beschloß die Zahl der 31 verstorbenen Väter aus dem Collegium in München, bedauert von allen, die ihn kann-

ten, vorzüglich aber von den fürstlichen Personen, und besonders von Maximilian dem Churfürsten, welcher ohnehin den Verlust so vieler getreuen Unterthanen, und Einwohner der Hauptstadt München schmerzlich empfand.

Pater Maximilian Raßler, gleichfalls ein Priester aus der Gesellschaft Jesu, verfertigte in späterer Zeit eine Uebersetzung des, in schönem Latein verfaßten, Werkes, das heilige Baiern, in's Deutsche, und setzte die Lebens-Beschreibungen bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts fort; aus welchen wir denn auch noch einige auswählen, und hier nachtragen, die sich von den übrigen etwas merklicher unterscheiden.

Maria Maximiliana, von Wartenberg.

1638.

Maria Maximiliana von Wartenberg, geboren den ersten Weinmonaths im Jahre 1589, hat ihr hohes fürstliches Herkommen mit unvergleichbaren Tugenden geziert. Sie war von Natur sinnreich, und mit besondern Verstandes-Kräften begabt;

wie sie denn in drey Jahren die lateinische Sprache vollkommen erlernte.

Als sie im achten Jahre ihres Alters war, hat sie an einem, mit rothem Sammet bedeckten, Tische sitzend, die Lebens-Beschreibung der heiligen Katharina von Siena gelesen, und vernommen, daß diese fromme Jungfrau schon in ihrer zarten Jugend dem weltlichen Leben entsagt habe. Maximiliana fühlte sich durch dieses Beyspiel gerührt, und angefeuert, das Hofleben zu verlassen, und in einem Kloster nach der Vollkommenheit zu streben. Um sich dieses Entschlusses nachher zu erinnern, schnitt sie von dem rothsammtenen Teppich ein Stückchen ab, und heftete es an ihr Kleid. Sie gestand in reiferem Alter selbst, und lachend, daß dieses, nach kindischer Weise angehängte, Fleckchen ihr stets ein Anmahner zum klösterlichen Leben geblieben sey.

Später brachte sie auch wirklich den frühzeitigen Vorsatz zur Ausführung, trat, mit der Prinzessinn Maria Magdalena ihrer Schwester, in das Ridlerische Kloster zu München, und lebte da zur Zeit noch in weltlichen Kleidern, ohne sich durch Gelübde verbunden zu haben.

Die Liebe zum geistlichen Stande nahm in diesem Orte zu, und Maximiliana betrieb ihre Einkleidung, welche auch im Jahre 1605 vor sich ging, in Gegenwart des ganzen baierischen Hofes, nämlich des Vaters, Herzogs Ferdinand und dessen Gemahlinn, des alten Herzogs Wilhelm mit seinem nunmehr regierenden Sohn Maximilian, dessen Bruders Albert, der Herzoginn Elisabeth, und Prinzessinn Magdalena, nachher Pfalzgräfinn am Rhein. Sobald das, nach geistlichen Rechten erforderliche, sechzehnte Jahr des Alters abgeflossen war, legte Maximiliana schon die feyerlichen Gelübde ab, und freute sich, ihr lang ersehntes Ziel erreicht zu haben.

Das Ridlerische Kloster war damahls noch nicht vollkommen gesperrt; die Nonnen mußten über die Straße in die Kirche der Franziskaner gehen, um dem Gottesdienste beyzuwohnen; auch wurden sie vielfältig von den Einwohnern der Stadt besucht, uud beunruhigt.

Um solchen Ungelegenheiten zu entgehen, und jeder Störung vorzubeugen, begab sich die Schwester (Prinzessinn) Maria Magdalena im Jahre 1616 in das Kloster am Anger, wo die strengste Clausur beobachtet

ward; Maximiliana hingegen, obschon gleichfalls nach der Einsamkeit und vollkommenen Absonderung von der Weltgemeinschaft sich sehnend, hielt für räthlicher, zu bleiben. Ihr war es vorbehalten, mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und durch Standhaftigkeit ein Werkzeug zur Einführung vollkommener Klosterzucht, und der geistlichen Armuth zu werden.

Dazu konnte Maximiliana so bald noch nicht gelangen. Doch unterließ sie nicht, an Orten, wo geholfen werden konnte, anzumahnen, und alles in Bewegung zu setzen, bis endlich in dem Jahre 1621 durch kräftige Mitwirkung des Herzogs Maximilian, sowohl in das Bittrichische, als Ridlerische Kloster neue und strengere Satzungen, besonders in Bezug auf die Clausur, sind eingeführt worden.

Nun fand aber diese Veränderung nicht bey allen Nonnen Beyfall; sie waren schwach genug, die Maria Maximiliana als Urheberinn zu verfolgen, und ihr ein nicht geringes Ungewitter zu bereiten. Doch sie ließ es vorüber donnern, damit getröstet, daß sie in der besten Absicht gehandelt, und herbeygeführt habe, was nöthig war.

Die, anfänglich nicht am besten aufgenommene, Reformation des Klosters kam

dennoch bald in ihren Gang, und Aufschwung; und Maximiliana erhielt im J. 1623 das Amt einer Novizen-Meisterinn, welches sie mit eben so großer Weisheit und Bescheidenheit, als Eifer versah. Im Verlaufe zweyer Jahre unterrichtete sie acht angehende Nonnen so weit, daß sie in aller geistlichen Wissenschaft mehr nicht wünschen konnten. Die empfangene Lehre stellte sich ihnen durch das lebhafte Beyspiel ihrer Meisterinn als wohl üblich dar; und die Lebensweise dieser Letztern bildete sich in dem schönen Verhalten ihrer Lehrjüngerinnen je länger je mehr treffend ab.

Im Eingang des Jahres 1626 ward Maria Maximiliana zur Würde der Vorsteherinn des Klosters erhoben. Diese Bürde trug sie auf eine Art, welche genüglich bewies, daß ihr nichts mehr, als der Fortgang in geistlicher Vollkommenheit am Herzen liege. Aber dieses eben war es, was ihr neue Widerwärtigkeiten zuziehen mußte.

Eine der ersten Sorgen dieser eifrigen Vorsteherinn war, daß künftig die Kranken besser, als vorhin gepflegt würden, und Gelegenheit bekämen, dem heil. Meßopfer zu ihrem Wohle beyzuwohnen. Die weltlichen

Mägde entließ sie, um dem Kloster eine ungestörte Ruhe zu gewähren; dagegen wurden durch Gelübde verbundene Schwestern zum Küchen- und andern Hausdienst aufgenommen. Auf ihren Betrieb ward alles persönliche Eigenthum der Nonnen aufgehoben; die besondern Zinse und Einkünfte, welche von dieser und jener vorhin bezogen, und nach Willkühr verwendet worden, gingen nach den Regeln und dem Gelübde der persönlichen Armuth in das Gemeingut des Klosters über. Diese Weise, in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Gelübde zu leben, ist durch einhelligen Schluß sämmtlicher Nonnen im J. 1632 eingeführt worden.

Da bald nachher, im Jahre 1634 die Schweden nach Baiern kamen, flüchtete Maximiliana, bevor jene in München einzogen, mit einigen Nonnen nach Tirol, wo sie von dem königlichen Stifte zu Hall im Innthale freundlich empfangen, und ihnen das Schloß Thurmfeld zur Wohnung eingeräumt worden. Es trat aber bald Mangel an Lebensmitteln ein, da hierfür in der Eile hinlängliche Fürsorge nicht getroffen war.

Eines Tages, da sowohl die Speisekammer, als die Kasse leer sich fand, ermahnte

die Vorsteherinn ihre Versammlung zur Geduld in gegenwärtiger Noth, und zum Vertrauen auf die allwaltende Fürsehung. Nach wenigen Minuten meldete sich bey der Schloßpforte eine ansehnliche Jungfrau mit einer Dienerinn. Sie trugen einen Korb, der mit Brod, Fleisch, Wein und andern Lebensmitteln wohl beladen war. Dieses Alles verehrten sie den fremden Nonnen, die hierüber erstaunt die Frage stellten, woher diese Geschenke kommen? Nur eine ausweichende Antwort erhielten sie, und konnten beyde Personen weder nachhin mehr sehen noch auskundschaften.

Der beste Dank für solche Wohlthat war, daß Maximiliana in diesem Schlosse eben so, wie zu Hause, den gewöhnlichen und täglichen Gottesdienst veranstaltete, welches dann die ganze Gegend aufmerksam machte. Man verehrte und bewunderte an ihr eine Vorsteherinn, die, obgleich von hohem Herkommen, doch der geringsten Schwester im Essen, in der Kleidung und ganzem Verhalten sich gleich stellte, und nur in Ausübung schöner Tugenden sich auszeichnete. Daher bezeigte vor Andern der Erzherzog Leopold von Insbruck, welcher die Fremdlinge mehrmahls besuchte, sein besonders

Wohlgefallen an ihrer klösterlichen Ordnung, und ließ ihnen (wie auch andere mildthätige Personen) so vieles Almosen reichen, daß die frommen Nonnen keinen Mangel mehr an ihrer Lebens-Nothdurft zu leiden hatten.

Unterdessen fanden die zu München zurückgelassenen Schwestern Gelegenheit, ihre Liebe und Gutthätigkeit Andern zu erweisen, indem die, sonst auf dem Lande, zu Kühbach und Altomünster wohnenden Klosterfrauen, in München Sicherheit gesucht, und bey ihnen gegen zwey Jahre lang die möglichste Verpflegung gefunden haben.

Die Lebens-Beschreibung der Vorsteherinn Maximiliana erzählt von ihr folgende, in genannte Zeit gehörige Anekdote. Unter den zurückgebliebenen Schwestern war eine sehr alte, von beynahe achzig Jahren. Dieser hatte Maximiliana vor ihrer Abreise nach Tirol bey dem heiligen Gehorsam befohlen, vor ihrer Zurückkunft nicht zu sterben. Sara nahm zwar diesen Auftrag an; da sie aber in Abwesenheit der Oberinn öfters erkrankte: verlangte sie eifrig, zu sterben. Allein immer erholte sie sich wieder, auch ohne Gebrauch einiger Heilungs-Mit-

tel. Sie bath schriftlich um Aufhebung dieses Befehls; ward aber nur wieder zur Geduld verwiesen. Da jedoch Maximiliana mit den Ihrigen von der Flucht wieder zurückgekommen war, erlaubte sie der Schwester Sara, unter Ertheilung des mütterlichen Segens, nunmehr zu sterben. Und Sara ward unpäßlich, und schied in wenigen Tagen ruhig dahin. Die Nonnen erkannten an diesem Vorfalle die Kraft des klösterlichen Gehorsams.

Der frommen und eifrigen Vorsteherinn Maximiliana standen für die Folge schwere Prüfungen bevor, die sie gleichwohl mit männlicher Standhaftigkeit glücklich und unüberwindlich bestand. Jeder Unbefangene wird erkennen, welche Beschwerden das Amt einer Vorsteherinn mit sich führe, da sie für eine zahlreiche Gemeinde zu sorgen hat, damit weder am Geistlichen, noch Zeitlichen etwas gebreche; welches Mazimiliana sich äußerst angelegen seyn ließ.

Doch konnte sie der Unannehmlichkeit nicht entgehen, daß die, obschon liebreich behandelten, Untergebenen dennoch öfters wider sie murrten, mit beissenden Reden ihr zusetzten, sie bald des Unverstandes, bald

einer allzugroßen Härte beschuldigten. Welches endlich so weit kam, daß der größte Theil der Nonnen wider sie aufstand, und bey den Obern und Vorstehern des Franziskaner-Ordens Klage wider sie stellte. Worauf der, in München angekommene, Visitator, ohne die verfolgte Maximiliana anzuhören, mit sehr rauhen und eingreifenden Worten sie anfuhr, mehr eine Zerstörerinn, als liebreiche Vorsteherinn einer geistlichen Gemeinde nannte, und von ihrem obrigkeitlichen Amte entsetzte.

Dieses so scharfe Verfahren übertrug Maximiliana mit Ergebung, stellte Alles dem Himmel heim, und goß ihr Herz im Gebethe aus. Neben so harter Prüfung war über sie noch eine andere verhängt; denn sie verlor noch am nämlichen Tage das Augenlicht. Dieser Unfall war aber weder das erste, noch einzige Uebel, mit welchem ihr schwacher Leib von Jugend an belästiget worden. Ihre Lebens-Beschreibung enthält ein langes Register von Krankheiten und körperlichen Schmerzen: dennoch widerstand sie beharrlich jeder Ungeduld, und Gemüths-Zerstörung; vielmehr bath sie in voller Fassung den Himmel noch um mehrere Prüfungen, um auf dem Wege der Leiden dem

Welt-Erlöser nachzufolgen, und den Eintritt in die Heimath ober den Sternen geöffnet zu finden.

Es folgten auch mehrere, mit heftigen Schmerzen verbundene Krankheiten, welche sie bis in das Jahr 1638 quälten, wo sie am 6. Jäner an einer tödtlichen Ohnmacht den Vorbothen des annahenden Todes erkannte.

Maximiliana bereitete sich hierzu mit höchster Andacht und Erbauung, ließ darauf am folgenden Tage alle Schwestern in das Krankenzimmer kommen, bath sie mit großer Demuth um Vergebung jedes Fehltrittes, und jeder Beleidigung, ermahnte sie zu vollkommener Befolgung aller Satzungen des Klosters, und beurlaubte sich von ihnen auf die herzlichste Weise.

Eine aus den gegenwärtigen Schwestern, Johanna, wollte sich von Maximiliana so leicht nicht trennen; inständig bittet sie: „die geliebte Sterbende, die nunmehr allen Gefahren und Unruhen dieser Welt entgehen werde, möchte doch ihre Johanna nicht zurücklassen.“ Maximiliana sagt der Bittenden mit dargereichter Hand zu, sie recht bald nach sich zu ziehen; Und Johanna, die in

diesem Augenblicke noch der vollen Gesundheit genoß, erkrankte bald hierauf, und verblich am dritten Tage nach dem Hinscheiden der Maria Maximiliana.

Diese sprach noch in's Besondere mit der Schwester Maria Angela ihrer Vertrauten (die auch nach der Maximiliana dem Kloster vorgesetzt worden) von dem, was sie wegen Einführung klösterlicher Zucht habe leiden müssen, von dem Widerstande dagegen, welcher diese Einführung bisher verhindert habe. Sie versicherte ihr aber, Gott werde in Bålde eine Andere schicken, welche das Angefangene zu seiner Vollkommenheit bringen werde. Dieses ist auch wirklich erfolgt; indem nach zwölf Jahren eine reiche und sehr eifrige Jungfrau, aus Polen gebürtig, Anna Maria Dellerinn aufgenommen worden, welche mit ihrem Vermögen die Schulden bezahlt, dem Kloster in Allem nöthige Vorsehung gethan, alles, was Maximiliana einzuführen getrachtet hatte, besonders die Gemeinschaft der Güter, zu Stande gebracht, und so die Weissagung ihrer Vorfahrerinn gerechtfertigt hat.

Am 14. Jåner ward Maximiliana neuerdings von einer Ohnmacht befallen, von

der sie aber, wie von einem sanften Schlafe, wieder erwachte. Sie versicherte, einen schönen himmlischen Garten gesehen, und einen lieblichen Gesang mit andern Schwestern gesungen zu haben. Man fragte sie, welch' ein Gesang dieser gewesen? und sie antwortete singend in lateinischer Sprache:

O Iesu, quando venies?
Cor meum totum possides,
Quo citius, eo melius.
Benedicamus Domino!

Wann wirst du doch, mein Jesu! kommen,?
Der du mein Herz ganz eingenommen,
Je schneller, desto besser!
Dem Herrn sey Lob und Preis!—

Sie empfing neuerdings das heil. Abendmahl, bethete mit den versammelten Nonnen die gewöhnlichen Sterbe-Gebethe, und sprach besonders die Worte: „Fahre hin, christliche Seele!"— herzhaft aus. Nun bath sie um Vorlesung der Leidensgeschichte des Herrn aus dem Evangelium des heiligen Johannes, und bey der Stelle: „Er neigte sein Haupt und starb—" entschlief Maximiliana am genannten Tage des Jahres 1638.

Drey Dinge mußten ihr auf besonders Verlangen gewährt werden: 1. sie, gleich andern Schwestern, in der Stille zu begraben, 2. an einem Orte, den Jedermann betreten muß, und 3. ohne Grabstein, damit ihr Begräbniß-Ort unbekannt bleibe. So hat sie ihre Demuth auch im Tode nicht verläugnet, und ihre Geburt mit hohen Tugenden weit übertroffen.

Jeremias Drechsel, aus der Gesellschaft Jesu.

1638.

Dieser eben so fromme, als gelehrte und geistreiche Mann, war in der Reichsstadt Augsburg im J. 1581 von ehrbaren Aeltern geboren, und für die Wissenschaften erzogen worden. Er trat in die Gesellschaft Jesu, lehrte zu Dillingen die Rhetorik, stand der Bürger-Congregation seiner Vaterstadt als Präses vor, lehrte in Altbaiern die höhern Wissenschaften, und brachte den größten Theil der vierzig Jahre seines Lebens in der Gesellschaft, nämlich 23 Jahre als Hofprediger in München zu.

Dieses Amt versah er mit einem so wirksamen, als anhaltenden Eifer; und zeigte eine so treffliche Wohlredenheit, daß ihn der ganze Hof, und alle Zuhörer hochschätzten und verehrten, und daß Maximilian, der Churfürst, ihm ganz besonders gewogen und gnädig war.

Neben diesen vielen Predigten, welche er niemahls unterbrach, ward Pater Jeremias der ganzen christlichen Welt durch geistreiche Schriften nützlich, welche nicht nur in lateinischer, sondern auch in deutscher Sprache von ihm selbst, und theils von Andern in den Druck sind gegeben worden. Diese Werke waren so vortrefflich, daß sie in die vornehmsten Sprachen von Europa sind übersetzt, und mit großer Begierde nicht nur von Katholischen, sondern auch von Unkatholischen häufig gelesen und bewundert worden; so daß allein zu München über die Einhundert-fünfzig-Tausend Exemplarien in nicht langer Zeit aus der Presse, und in den Buchhandel gekommen.

Es bediente sich nämlich Pater Jeremias einer solchen Schreibart, welche angenehm und fließend war, und eines bescheidenen Vortrags, der eine ganz ungemeine Bele-

senheit verrieth, und alles Leidenschaftliche, alles, was beleidigen und mißfallen konnte, ausschloß. Zwar wurden die Laster nicht schmeichelnd behandelt, wohl aber so, wie ein geschickter Wundarzt die Wunden zu heilen, nicht aber mit unbarmherziger Art zu verschlimmern sucht.

Anstatt vieler Zeugnisse und Belobungen, die Pater Jeremias für seine Schriften erhielt, wollen wir nur ein und das andere Schreiben in Anregung bringen, deren Verfasser als Personen von großem Ansehen allen Glauben verdienen.

Der erste soll seyn Petrus Aloisius Caraffa, Bischof zu Tricaria und päbstlicher Nuntius, der also schrieb: „So spät mir Eurer Hochwürden geistliche Bücher zur Hand gekommen: so begierig lese ich dieselben täglich, und kann in Lesung derselben eher müde, als gesättiget werden. Ich bewundere den mit der Zierlichkeit der Rede vereinbarten Geist, die auserlesenen Sätze der Weisheit, die so angenehm vorgetragen sind, — die sinnreichen Gedanken, und ihren Schimmer ohne gesuchte und erzwungene Kunst, die Klarheit uud schöne Weise, zu lehren; — welches Alles ich — hochschätze, aber noch weit mehr liebe."

Ein anderes Mahl, als P. Jeremias diesem so verständigen und hoch angesehenen Herrn eines seiner Werke zugeschrieben, und eine gute Anzahl Exemplarien zugeschickt hatte, schrieb ihm dieser Kirchen-Prälat danknehmend zurück, wie folgt. „Daß ich diese Schankung hochachte, bewirket die vortrefflichkeit des Auktors dieses Buches, den ich liebe und verehre, und den vorzüglichsten Männern unserer Zeit beirechne. Ich kann Eurer Ehrwürden unverholen sagen, es sey mir bisher kein Buch vor Augen gekommen, welches meinen Geist mehr zum Dienste Gottes aufmuntern könnte. Nachdem ich die so geistreiche, als gelehrte Werklein Eurer Ehrwürden empfangen, habe ich mich ganz denselben hingegeben; denn sie belustigen, und nützen zugleich, und haben eine ganz angenehme Mannigfaltigkeit, oder mannigfaltige Annehmlichkeit an sich. In denselben vereinbaren sich mit der Zierlichkeit der lateinischen Sprache, die klugen Aussprüche, und die Menge auserlesener Exempeln, welche sehr anständig vorgetragen worden.“ u. s. w. Auf ähnliche Weise schrieb an P. Jeremias der gelehrte Markus Antonius Scipio, ein berühmter Benediktiner aus dem Kloster auf dem Berge Cassino, der sich damahls zu Piazenz aufhielt, und mehr Andere.

Diese allgemein belobten Schriften beweisen für sich schon, welch' ein Mann P. Jeremias war. Schön und auserlesen waren die Beyspiele, welche er in seinen Schriften aufgeführt hat: doch sie wurden von seinen eigenen übertroffen, mit welchen er bewies, das jenes möglich sey, was er lehrte.

Er war ein Mann, der mit unverdrossenem, nie ausgesetztem Fleiße den Müssiggang völlig aus seiner Wohnung verbannt hatte. Nichts, was er hörte, nichts was er las, war so gering, das er es nicht aufzeichnete, und zu seiner Zeit ganz füglich zu gebrauchen wußte. Wer weiß aber nicht, wie vielen Lastern Thüre und Thor gesperrt werden, wo der Müssiggang völlig ausgeschlossen ist?

Des P. Jeremias körperliche Konstitution war an sich schwach, und ließ weder langes Leben, noch Fähigkeit zu langen und schweren Arbeiten hoffen. Durch Mäßigkeit aber in Speise und Trank erhielt er seine Gesundheit und Kraft ungleich länger, als man erwartet hatte.

Wie er übrigens dem Gebethe müsse ergeben gewesen seyn, hierüber muß man nur

seine Bücher reden lassen, die keiner schreiben kann, der nicht die innigste Gemeinschaft mit Gott unterhält. Es pflegt auch wohl selten zu geschehen, daß derjenige mit Eifer rede, und wirklich die Herzen bewege, welcher nicht voll göttlicher Erkentnisse ist; und diese werden ihm nur im Gebethe, und stiller Betrachtung des Ewigen mitgetheilt. Eben diese Uebungen führten ihn zur wahren Demuth, und Einfalt des Herzens; so daß er sich weder in Schriften, noch mündlich im Umgang überhob, sondern eine unverfälschte Weise, zu handeln, sich eigen machte, wobey Jedermann erkannte, daß er seinen Mund im Herzen habe.

Warum sollte man aber seine Tugenden sonderheitlich beschreiben? — Genug ist es, daß jeder welcher mit P. Jeremias zu thun hatte, oder ihn anhörte, denselben für einen, in seinem Stande vollkommenen Mann hielt, an dem nichts zu tadeln sey. Daher sowohl der Churfürst Maximilian I., als auch sein ganzer Hof den Verlust dieses, ihnen so werthen Mannes sehr bedauert, und gern mit größten Unkosten sein Leben würden verlängert haben. „Wendet alles an, sprach jener erhabene Churfürst zu seinem Leibarzte, um den Kranken zu retten; es ist mehr an ihm,

als an mir gelegen! —" Und dessen Bruder, Herzog Albert, besuchte ihn mit drey Söhnen in tiefster Wehmuth, nahm Abschied von ihm, und empfahl sich dessen Gebethe vor Gottes Angesicht; welche Bitte die Hofherren mit ihren Thränen bestättigten. Und so ging der tugendhafte Mann hinüber am 19. April des Jahres 1638.

Der fromme Bauer von Altenötting.

1659.

Nicht fern von der heiligen Kapelle zu Altenötting wohnte in einem geringen Häuschen Georg Gasteiger, ein Bauer, der im Jahre 1561 geboren, von seinen Aeltern zu aller Erbauung und Frömmigkeit erzogen worden. Diese hatten in seinem Herzen so tiefe Wurzeln gefaßt, daß sie in einem fast hundertjährigen Alter weder verdorren konnten, noch ausgereutet wurden.

Seine Freundlich- und Aufrichtigkeit, sein sittlicher frommer Wandel machte ihn

allenthalben, und besonders in der ganzen Nachbarschaft nicht nur beliebt, sondern bewirkte auch eine solche Hochachtung, daß er sehr tauglich war, viele, und schwere Uneinigkeiten aufzuheben, und Frieden zu stiften. Solche Kraft gab die Tugend den Worten dieses redlichen Mannes.

Eine Freude war es, zu sehen, wie er das Hauswesen in seiner Wohnung bestellt hatte. Reinlichkeit, Ordnung, und Einfachheit herrschten darin. Man glaubte, in ein wohl geordnetes kleines Kloster und nicht in ein Bauerhaus zu treten, wenn man in seine Wohnung kam. Eine seiner Töchter, mit ehrlicher Aussteuer versehen, ward eine Nonne, und brachte die Frömmigkeit des Vaters mit in das Kloster. Nach dem Tode seiner Hauswirthin, welche fast 30 Jahre vor ihm mit Tod abgegangen war, blieb er beständig Witwer, um seine übrige Zeit desto freyer den Andachts-Uebungen widmen zu können.

An Sonn- und Feyertagen machte er sich zeitlich auf, besuchte vor Allem die heilige Kapelle, wo er in großer Erhebung des Gemüths seine Andacht verrichtete. Dann hörte er die Predigt in der Stiftskirche an, und wohnte dem Gottesdienste bey. Wenn

nun am nämlichen Tage die Bruderschaft der Verkündigung Mariä sich versammelte: wohnte er auch dieser bey, und unterließ es nie, zu diesem Ende noch ein Mahl nach Oetting zu kommen, es mochte das Wetter gut seyn, oder Wind, Regen und Schnee herbeygeführt haben. Meistens aber begnügte er sich für sein Mittagmahl mit einem Stück Brod, wenn es die Zeit nicht erlaubte, nach dem Gottesdienste heimzukehren, und zeitlich wieder bey der Versammlung zu erscheinen.

War die Versammlung, und etwa auch der Abend- oder Vesper-Gesang zu Ende: so begab sich der fromme Mann wieder zu Hause, und brachte die übrige Zeit mit Lesung geistlicher Bücher zu, wovon er einen schönen Vorrath sich verschafft hatte.

Das hohe Alter, von bereits mehr, als 90 Jahren, entkräftete ihn so sehr, daß er weder die Kirche mehr besuchen, noch in seinen Büchern lesen konnte. An dessen Statt bediente er sich der stillen Betrachtungen, und besonders überdachte er die Geheimnisse des Marianischen Lebens, die man in den Rosenkranz einzulegen pflegt.

So war endlich das Jahr 98 seines tugendhaften Lebens eingetreten, das seine

Auflösung herbeyführte. Er starb, mit allen Heilmitteln versehen, so gottselig, als er gelebt hatte, und ließ ein sehr rühmliches Andenken seiner standhaften Redlichkeit und Frömmigkeit zurück. Sogar seine Wohnung behielt noch lange nachher den Nahmen des frommen Bauers.

Maria Mechtildis Magdalena Langenmantel.

1691.

Maria Mechtildis stammte aus dem edeln Geschlechte der Füll von Kammerberg, und ward an Paul Langenmantel, churfürstlichen Hofkastner vermählt. Bey der Trauung, welche feyerlich in der Kirche geschah, trug sich etwas Unerwartetes zu, welches auf die Neuvermählte einen tiefen, und bleibenden Eindruck machte. Als nämlich der Chor den verlangten Lobgesang, „Gott! dich loben wir —" anstimmen sollte, fing er an dessen Statt die bekannte Antiphon: Veni Sponsa Christi etc., Komme Braut Christi! zu singen an. Dieses war ein Versehen, das Andere wenig achteten: Mechtildis aber glaubte eine Vorbede-

tung des göttlichen Willens für die Zukunft daran zu finden, verschloß den Vorfall in ihrem Herzen, und lebte tugendhaft in Mitte der Welt. Da nun aber ihr Gemahl mit Tod abgegangen war, bestrebte sie sich in ihrem Witwenstande desto eifriger, sich selbst in jeder Hinsicht zu überwinden, und an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, ohne sich hierüber viel zu äußern. Der Eifer, dieses Ziel zu erreichen, führte sie zu dem Gedanken, von der Welt sich ganz und gar abzusondern. Nach reifer Ueberlegung aller Beweggründe, und Berathung mit verständigen Personen, faßte sie den Entschluß, in einen geistlichen Orden zu treten, obschon sie bereits das vier und sechzigste Jahr erreicht hatte.

Dieses Vorhaben eröffnete Mechtildis der Oberinn des Ridlerischen Klosters, Maria Barbara Murath, die sich, als eine verständige Frau, über solchen Entschluß nicht wenig wunderte. Sie stellte ihr vor, daß ihr Beginnen ein hartes Unternehmen sey, welches leichter anzufangen, als zu vollführen wäre. Sie eröffnete ihr vertraulich alle Beschwerden, deren Bürde mit den geringen Kräften ihres vorgerückten Alters müsse abgewogen, und überlegt werden, ob es nicht besser sey, aus ihrem Hause ein Kloster zu

machen, und daselbst sich aufzulegen, was sie ertragen könnte, als in dem Kloster mit andern noch jungen und starken Nonnen bey so ungleichen Kräften zu wetteifern? Bey so langer Gewohnheit, nach ihrem Gefallen zu leben, und zu gebiethen, setzte die Oberinn bey, würde Mechtildis in Gefahr schweben, zwar nicht mehr eine Frau in ihrem Hause, nebenbey aber auch keine wahre Klosterfrau zu seyn.

Vorstellungen dieser Art waren zu vernünftig, um nicht volle Ueberlegung zu verdienen. Allein Mechtildis hatte dieses Alles bereits vorhin erwogen, und war ein für alle Mahl gesinnet, dem Allerhöchsten kein gemeines Opfer zu bringen, und als spät Berufene wenigstens ihre letzten Lebenstage nützlich anzuwenden. Daher sie auch angelegenst bath, ihr heisses Verlangen zu erfüllen, indem sie gelobe, mit den geringsten Anfängerinnen alles willig zu verrichten, und zu erdulden, was die Ordens-Satzungen erfordern; in gänzlicher Zuversicht, jener Gott, der sie so mächtig zu genannter Lebens-Veränderung angetrieben habe, werde ihr auch die Gnade verleihen, dieselbe zu vollziehen.

Solch: herzhaftes Erbiethen, und der geäußerte innerliche Antrieb bewog die Vor-

steherinn, und jene, deren Beystimmung erforderlich war, zur Gewährung der Bitte der eifrigen Frau. Mechtildis hierüber entzückt, fing sogleich an, unter ihren weltlichen Kleidern ein Ordenskleid zu tragen, und bestrebte sich, alles in Ordnung zu bringen, damit sie in Bälde ihre Sehnsucht nach dem Klosterleben befriedigen könnte.

Nur ein Hinderniß stand im Wege: ihr Sohn, der noch ledig, unversorgt, der Mutter Rath und Beystand noch bedurfte. Doch in kurzer Zeit ward Mechtildis auch dieser Sorge entledigt. Zwar schmerzlich war es für die Mutter, den Sohn von einer kurzen Krankheit dem Tode überliefert zu sehen: doch tröstete sie sich mit einer Fügung des Himmels, welche ihr nur desto sprechender verkündete, daß ihr Vorhaben sein Wohlgefallen erworben habe. Ihre Sehnsucht wuchs demnach mit jeder Stunde.

Der Tag, welcher dieß heftige Verlangen befriedigen sollte, brach an: es war der fünfte des Brachmonaths, der Sonnabend vor dem Pfingstfeste, beyderseits zum Eintritt in's Kloster beliebt worden. Mechtildis hatte im Hause bereits alle Anordnungen im Stillen getroffen, ohne die Hausgenossen in Kenntniß ihres Unternehmens gesetzt zu

haben; nur eine einzige verständige, und verschwiegene Frau war ihre Vertraute.

In der Nacht schrieb sie folgende Nachricht, und heftete den Zettel an die Thüre ihres Schlafzimmers:

„Niemand suche mich mehr in der Welt, sondern in dem Ridler-Kloster; da will ich die Zeit meines übrigen Lebens in beständigem Dienste Gottes meinem Erlöser aufopfern. Ich beurlaube alles zergängliche Glück, und eitle Wohlleben, und eile fort gegen den Himmel; versichere mich der göttlichen Barmherzigkeit, und bewerbe mich um die ewige Seligkeit.“

„Maria Mechtild, Wittib.“

Bey dem früh anbrechenden Tage begab sich Mechtilde mit ihrer Begleiterinn nach dem Kloster, wo ihr (nachdem diese Stunde vorhin schon bestimmt war) alle Klosterfrauen an der Pforte entgegen kamen, und sie mit schwesterlicher Freundlichkeit bewillkommend empfiengen. Aber Mechtildis, im Innersten gerührt und entzückt, fällt vor ihnen auf die Knie, und erklärt sich vor Allen für die geringste unter ihnen.

Bald hierauf, damit nur schnell ihr Wunsch, alles Weltliche abzulegen, erfüllt

würde, hat Mechtildis vor dem Altare das Ordenskleid aus den Händen des Provinzials der Franziskaner angenommen, und den Nahmen Magdalena sich erbethen, um sich stets zu erinnern, daß sie als eine Sünderinn begangene Missethaten abzubüssen in den dritten Orden des heil. Franziskus übergegangen sey.

Dem Versprechen, sich ganz und genau den Regeln dieses Ordens zu unterwerfen, blieb die eifrige Frau vollkommen getreu. Sie führte ein erbauendes, Gott ergebenes Leben, fand sich bey dem Gottesdienste gleich den allergeringsten bey Tag und Nacht fleißigst ein, und verhielt sich in der Abtödtung, und Strenge gegen ihren Leib so, daß äußerlich nichts hiervon zu erkennen war, sondern in allem Thun und Lassen, in Reden und Gebärden nur Fröhlichkeit uud Vergnügen unerzwungen sich aussprach.

Magdalena ward von den Jüngern als eine sorgfältige Mutter geliebt, besonders von den Kranken, die sie bey Tag und Nacht öfter besuchte, und mit all ersinnlicher Freundlichkeit tröstete. Die Demuth, aller geistlichen Personen schönste Zierde, schien aus allen ihren Handlungen hervor; nichts von der alten, so geehrten, Frau Langenmantel war mehr an ihr zu sehen. Sie strebte nur

dahin, als eine aus den schlechtesten, zur Bedienung Anderer aufgenommenen, Schwestern betrachtet zu werden, und dankte dem Himmel, so sehr begnadet zu seyn, da sie doch so wenig für ihn gethan habe.

Außerdem bath Magdalena oftmahls ihre Schwestern, sie möchten doch nichts zu ihrem Lobe reden, noch sich auf eine Art äußern, welche Hochschätzung anzeigen könnte, oder das, was sie verrichte, zum Guten und Bessern aufnehmen. Ohne Zweifel floß diese Demuth aus der Erinnerung an die Lehre Christi: „Wenn ihr Alles werdet vollzogen haben: saget, wir sind unnütze Knechte.—"

Dieses gottselige Leben, und die beständige Vorbereitung zum Tode hatte sie volle acht Jahre fortgesetzt, als sie von einem schweren Hauptwehe befallen ward. Mit großer Geduld übertrug sie diese Schmerzen, verlangte weder Arzneymittel dagegen, noch Linderung derselben, sondern freute sich der Eröffnung, daß ihr Ende nahe sey, mit der großen Hoffnung getröstet, daß ewiges Leben jenen werde, die für den Himmel alles Zeitliche verachtet, die Sinnlichkeit und sich selbst bekämpfet, und überwunden haben.

So vorbereitet empfing Magdalena noch ein Mahl alle Mittel des Heils, welche un-

ſere erhabene Religion darbiethet, und ging zum Ewigen über, bey dem ſchon lange ihr Gemüth im Stillen gewohnt hatte, am zehnten November des Jahres 1691, der eben ſo, wie der Tag ihrer Geburt, und ihres Eintritts in das Kloſter, ein Samſtag war.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beim Verleger dieses Tugendspiegels ist auch noch zu haben:

Leben heiliger Seelen; ein Auszug aus Gerhard Tersteegens auserlesenen Lebensbeschreibungen hl. Seelen. Zwey Bände in groß Oktav mit 28 Lebensbeschreibungen. — Preis 3 fl. 36 kr.

Inhalt der Lebensbeschreibungen des ersten Bandes.

Das Leben des Marquis de Renty,
Der Wandel vor Gott, oder das Leben des Bruders Lorenz von der Auferstehung. *)
Das Leben des Heinrich Suso's.
Das Leben der hl. Magdalena von Pazzis.
Das Leben der Armella. **)
Das Leben der hl. Theresia, ***) von ihr Selbst beschrieben.
Das Leben der seligen Maria Guyard, von ihr Selbst beschrieben.
Das Leben des heiligen Johannes von Kreutz.
Das Leben des demüthigen hl. Franz von Assis, und seiner ersten Brüder.
Das Leben des Gregorius Lopes.
Das Leben des Balthasar Albarez.
Das Leben des Seligen Nikolaus von der Flue. ****)

---

*) Diese Lebensbeschreibung ist auch besonders abgedruckt zu haben. Preis. 15 kr.

**) Ist auch besonders abgedruckt, und kostet. 12 k.

***) Ist ebenfalls besonders zu haben, kostet 9 kr.

****) Die Lebensbeschreibung des Gefährten von der Flüe ist im baier. Tugendspiegel zu lesen.

Johannes Taulerus Bekehrungsgeschichte.

Inhalt der Lebensbeschreibungen des zweiten Bandes.

Das Leben der hl. Katharina von Genua.
— — — der hl. Angela von Boligni.
— — — der Johana Maria von Cambry.
— — — der hl. Gertrud. *)
— — — der Elisabeth von Bayllon.
— — — der Anna Garcias.
— — — der hl. Katharina von Sienna.
Aus dem Leben der Juliana von Nordwich,
— — — — der Margaretha von Beaune,
— — — — der hl. Hildegard,
— — — — der Elisabetha von Schenau,
— — — — der hl. Mechtild,
— — — — des Gerhard Tersteegen, Verfasser dieses Buches.

*) Kostet besonders abgedruckt 9 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Obernberg, Joseph von, 1761-1845

Bayrischer Tugendspiegel zur Belehrung und Erbauung aufgestellt

München 1823

Bavar. 2621 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10379392-9